Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 3. September 1932 Nummer 17

Inhalt

Una forma . . . . . Martin Rade

Die Bergpredigt. Zweites Stück . . . . . Walther Classen

Die Externsteine und das deutsche Christentum . . Hermann Tögel

Vierhundert Jahre Buß- und Bettag . . . . . Otto Michaelis

Alfred Loisy und der Krieg . . . . . Gustav Krüger

Die Devaheim- und Zentralbankprozesse . . . . August Schowalter

Der Jud ist schuld...? . . . . . Martin Rade

Ein Totenmal von Käthe Kollwitz . . . . . Beate Bonus

Knickerbockers Deutschlandbuch . . . . . Georg Sinn

Der Weltbund für freies Christentum in Frankfurt und St. Gallen. Erstes Stück . . . . . Hermann Mulert

Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland . . . . . Hermann Mulert

Das nationalsozialistische Kirchenwahlprogramm . . . . . .

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

In dritter, völlig neubearbeiteter Auflage ist erschienen:

Kurt Baschwitz

Der Massenwahn

Ursache und Heilung des Deutschenhasses

1932. VIII, 385 Seiten gr.-8°. Geheftet RM 5.50, kartoniert RM 6.50, in Leinen RM 7.50

Aus den Urteilen über die erste und zweite Auflage

Deutsche Allgemeine Zeitung: „Das Buch ist mit objektiver Wissenschaftlichkeit geschrieben, es erhebt gegen niemand und nichts Vorwürfe. Es schildert aber auch nicht bloß die Tatsachen, sondern es sucht sie uns zu erklären. Und die Ergebnisse, zu denen Baschwitz auf Grund seiner Hypothese vom Massenwahn kommt, sind in der Tat überraschend und wohl geeignet, bei Beurteilung der Geistesverfassung des Auslandes auf den richtigen Weg zu führen."

Frankfurter Zeitung: „Baschwitz liefert einen bedeutenden, geistreichen und vor allem Wahrheit enthaltenden Beitrag zur Massenpsychologie. Ich stehe nicht an, Baschwitz den originalsten Denker über dieses Thema zu nennen."

Süddeutsche Monatshefte: „Dieses Buch sprengt den Bann unserer eigenen Denkungsart, befreit uns durch uns selbst und löst die dunkle Frage nach dem Grunde des Völkerhasses.... Dieses reiche, schlicht geschriebene Werk eines wahrhaft deutsch empfindenden Denkers gehört in die Hände aller."

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MÜNCHEN

„Eine befreiende Tat"

wurde diese Sammlung genannt:

Die Kirche und das dritte Reich

Fragen und Forderungen deutscher Theologen

Folge I
Ausgegeben Anfang Juni 1932
4. und 5. Tausend. M. 2.40, Leinen M. 3.60

Folge II
Ausgegeben Ende August 1932
M. 2.80, Leinen M. 4.—

Hier ein Urteil von nationalsozialistischer Seite über den ersten Band:

„Es ist äußerst interessant, die Gedanken dieser führenden Kirchenmänner kennenzulernen. Wir finden Ablehnung und Zustimmung in beachtenswerter Weise. Es ist sehr erfreulich, daß der Verlag die Diskussion noch weiterzuführen gedenkt. Dieses Heft gehört in die Hand aller an kirchlichen Dingen Interessierten."

Ostruf, Mitteilungsblatt Bez. Osten NSDAP. Gau Gr.-Berlin

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 17 — Gotha, 3. September 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Una forma [Sp. 769] — Die Bergpredigt [Sp. 770] — Die Externsteine und das deutsche Christentum [Sp. 772] — Vierhundert Jahre Buß- und Bettag [Sp. 778] — Alfred Loisy und der Krieg [Sp. 780] — Die Devaheim- und Zentralbankprozesse [Sp. 784] — Der Jud ist schuld . . .? [Sp. 793] — Ein Totenmal von Käthe Kollwitz [Sp. 797] — Knickerbockers Deutschlandbuch [Sp. 799] — Der Weltbund für freies Christentum in Frankfurt und St. Gallen [Sp. 801] — Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland [Sp. 804] — Das nationalsozialistische Kirchenwahlprogramm [Sp. 807] — Wache Gewissen [Sp. 808] — Bücher und Schriften: Die Dialektik der paulinischen Existenz (Steiger); Johann Hinrich Wichern (Gerhardt); Friedrich von Bodelschwingh (Kähler); Christusleib und Nächstenschaft (Gutmann); Geschichte der Deutschen Orient-Mission (Schäfer); Heidenmission und Nationalsozialismus (Braun); Die Frau am Altar (Spörri); Willst du gesund werden (Dr. Alt); Deutscher Geist in Gefahr (Curtius) [Sp. 809[— Chronik [Sp. 812] — Verschiedenes: Den Ernst der politischen Lage; Wache Gewissen; Ist die Philosophie des Als ob religionsfeindlich?; Falkenstein im Vogtland; Göhres letztes Buch; Der politische Mord [Sp. 813] — Versammlungskalender [Sp. 816] — Anzeigen

Una forma

Hier ist kein Jude noch Grieche . . . .
Ihr seid ja Abrahams Same . . .
Gal. 3, 28 f.

Wir gingen auf einem herrlichen Waldwege bei goldenem Sonnenschein zur Wahl. Es strömte von allen Seiten: bunte Sommerkleider, wie zum Fest. Es soll auch ein Fest sein, wenn das Volk wählen geht und sein Teil Staatsgewalt ausübt. Dazwischen schlichte Arbeiter, vermutlich Kommunisten, denn wir wohnen in einer kommunistischen Ecke. Kein Wunder. Die Riesenfabrik, die unser Ziel ist, wurde vor kurzem von einem Konzern stilgelegt. Ihre weiträumige Kantine ist unser Wahllokal, ein Raum auch wie zum Feste, wie ein Ballsaal. Und wir gingen einträchtig, freundlich einander begegnend, sogar begrüßend: Nationalsozialisten und Demokraten, Deutschnationale und Kommunisten, und wer weiß was sonst; „uniform", Leute von gleicher Gestalt und Geltung, gingen wir. Und taten gleichermaßen unsre Pflicht.

Wären aber Uniformen unter uns aufgetaucht, Parteiuniformen, die Harmonie der Volkshandlung wäre dahingewesen.

Nun gibt es ja Uniformen anderer Art, auszeichnende charakteristische Amtstrachten, die verleiht der Staat zur Kennzeichnung seinen mit bestimmtem Auftrag Beauftragten. Auch die Kirche gibt dem Pfarrer sein Amtskleid für die Zeiten, wo er seines Amtes feierlich wartet. Aber im übrigen ist unser deutsches Volk gewohnt, sich gleichmäßig zu kleiden, so wie es üblich ist, mit allem Respekt vor den Launen der Mode.

Wenn nun ein Teil des Volks sich durch die Extravaganz einer Sonderuniform vom übrigen Volke abhebt, so muß das in besonderer Absicht geschehen. Und junge Leute beiderlei Geschlechts mögen daran ihre Freude haben, etliche Alte auch. Aber dem Gros des Volks wird es unbehaglich angesichts der selbstgeschaffenen, bewußt trennenden Tracht, die für die Beteiligten der Ausdruck ihrer Eintracht, für die Andern der Ausdruck vorhandener Zwietracht ist.

Nun sagt Goethe einmal: „Der Mensch ist überall derselbe." Dann wären wir also alle, die Menschenantlitz tragen, uniform. Das wollen heut Viele nicht gelten lassen, werden nervös, ja leidenschaftlich, wenn man vom „Menschen" redet. Für sie gibt es nur „Juden" und „Griechen".

Früher war das anders. Mir ist das Früher lieber. Ich sehe da keinen Fortschritt.

Aber von Fortschritt darf man ja heute nicht reden. Nun, darum brauchte es doch keinen Rückschritt zu geben.

Es war etwas Ungeheures, als der Mensch entdeckt wurde. Die Stoa tat es. Auch das Alte Testament hatte etwas zu sagen für den Fremdling, den Andern, den Nächsten. Aber da kommt Paulus und hebt den Unterschied zwischen Juden und Griechen vollends auf. Und zwar so, daß er den Juden ihr Privilegium, Abrahams Same zu sein, nimmt und es ohne Weiteres auch auf die Griechen überträgt. Hin war mit einem Male der Vorzug des Blutes, gefallen die Grenze zwischen den Völkern. Una forma Aller.

Gewiß: in Christo! „Wieviele euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist kein Jude noch Grieche." Aber was in Christo, in der Christenheit sich ereignete, das sollte doch nur der Anfang einer Erfüllung sein. Paulus hat tapfer um das kämpfen müssen, was er sah. Aber es hat sich in den zwei Jahrtausenden durchgesetzt. Christen haben gleich ihm den Menschen gesehen. Sie waren erst Christen, dann Juden; erst Christen, dann Griechen; erst Christen, dann Deutsche. Sie waren damit in der Welt voran, bezwangen damit die Welt nach der Sendung Jesu Christi. Heute gibt es Christen, die verkaufen ihre Erstgeburt um ein Linsengericht.

Alles hat seine Zeit, Alles seine Stelle. Wir wollen wahrhaftig keine blanke Uniformität aller Menschen und Völker. Erstens ist sie unmöglich, und zweitens wäre sie nicht einmal schön. Wir gönnen auch Jedermann seine politische Ueberzeugung, mag sie noch so sehr von der unsern abweichen. Ob Kommunist oder Nationalsozialist — wo Ueberzeugung, da ist auch ein Wert. Aber Uniformen, die ein Volk spalten, die nur aufreizen und erzürnen, die das ganze Antlitz unsers öffentlichen Lebens ins Unberechenbare verändern, ja verunstalten, die den Zwiespalt frank und frei selbst in unsre christlichen Gemeindeversammlungen hineintragen — schätzen wir nicht. Als Christen nicht. Als Deutsche nicht. R

Die Bergpredigt

2. Von der Frömmigkeit

Matth. 6, V. 1—4. Almosen werden gegeben, um Lohn dafür zu erhalten. Das ist nicht christliche Denkungsart, wohl kommt sie vor, offiziell in der katholischen Kirchenlehre und auch gelegentlich unter Protestanten, und besonders gern wird in Gottlosenversammlungen behauptet, dies sei christliche Lehre. Aber dies ist Jesu Meinung nicht. Du sollst nicht einmal dir selbst vorrechnen, wieviel barmherzige Hilfe du geleistet hast. Dein Lohn wird deine eigene stille Freude sein. Dein Vater wird dir's im Verborgenen vergelten (so lautet der Text hier richtig).

Matth. 6, V. 5—9. Ebenso heißt es: Dein Vater wird im

Verborgenen dein Gebet erhören, wenn du in der Stille ihn gebeten hast. Alles wirkliche Ringen mit Gott — das gemeinsame Dankgebet und Preisen Gottes ist nicht gemeint —, das Ringen mit Gott also, mußt du vor der Welt verbergen. Das Beten, ausgeführt wie Freiübungen und dazu vor allen Leuten, will Jesus nicht. Gebetsmühlen sind bei den Lamaisten Mode. Das rechte Beten ist ein Einswerden mit Gottes Willen. Er will uns im Gebet schenken reine Gesinnung und Kraft zum guten Werk. Das allein kann Ziel des Gebetes sein —, so haben zwei in der Zeit weit voneinander entfernte Männer gesagt, der Kirchenvater Origenes und Goethe.

Matth. 6, V. 9—13. Das „Vater Unser" soll dem Christen eine Art Bekenntnis sein, mit dem er täglich vor Gott tritt, so wie der Jude mit seinem sehr weitläufigen Gebet der achtzehn Bitten.

„Geheiligt werde dein Name!"— Das ist der Inhalt der drei ersten Gebote. Der Ewige — dessen Wesen nach orientalischer Anschauung schon im geheimnisvollen unausgesprochenen Namen enthalten ist — werde mit Ehrfurcht angeschaut. Fromm sein heißt Ehrfurcht fühlen gegen alles Wirken Gottes, Ehrfurcht vor allem Lebendigen, Ehrfurcht vor allem Geschehen in der Natur.

„Dein Reich komme!" — Das ist die Aufgabe unserer brüderlichen Gemeinschaft, daß Gott in unserem Willen herrsche.

Darum: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden!" Im Himmel, das heißt für uns: im ganzen Weltall oder in der Natur waltet unverbrüchlich Gottes Wille. Wenn er aber auch durch uns erfüllt wird, so schaffen wir das Reich Gottes der Sittlichkeit. Uns freilich ist die Möglichkeit des Ungehorsams gegeben. Darin sind wir frei: wir allein von aller Kreatur können sündigen und unsere eigene Art schädigen.

Und wir stehen unter der Sorge. Darum: „Unser täglich Brot für morgen gib uns heute!" — Nicht so reichlich, wie der verwöhnte Reiche es für nötig hält, wie das verhätschelte Einzelkind es durch überängstliche Eltern erhält, — sondern nur soviel gib uns, daß die Hausmutter ohne Sorgen dem morgenden Tag entgegenschlummert.

Aber unsere Bitten werden von dem Gefühl begleitet, daß wir stets unwürdig sind. Wir sind täglich nachlässig und lieblos gegen den Nächsten. Und weil unsere Leidenschaft und Bequemlichkeit und außerdem die Uebermacht äußerer Umstände täglich unsere innere Freiheit bedrohen, deshalb die Bitte, daß das Herz rein werde von dem Früheren, was drückt und lähmt: „Vergib uns unsere Schuld!" Schon aber steigt das Gebet wieder zum Bekenntnis auf: auch der Betende hat sein Herz freigemacht vom Zorn und Haß: „Wie wir vergeben unseren Schuldigern." Den weiteren Weg möge Gott behüten. Jesus Worte lauten wohl ursprünglich: „Und laß uns nicht in die Hände des Versuchers fallen, sondern befreie uns von diesem Bösen!" Ein echt morgenländischer Doppelvers. Das radikale Böse in uns, die immer erneute Neigung in uns, von der rechten Bahn abzuweichen, wird wie die Macht eines persönlichen Wesens empfunden.

Matth. 6, V. 14—15. Jedes Gebet vor Gott ist sinnlos, wenn nicht in mir eine Gesinnung lebt, die zum Vergeben bereit ist. Damit es zur Versöhnung kommt, muß ja auch der Andere zu dieser Gesinnung gelangen. Aber er wird es um so eher, wenn er deine edle Gesinnung spürt.

Matth. 6, V. 16—18. Fasten geschah ursprünglich, um die Gottheit, die man sich neidisch und zornwütig dachte, zu beruhigen. Darum wirft ja auch Polykrates seinen Ring in das Meer. Man verzichtet freiwillig auf etwas Glück.

Bei den Juden war das Fasten bereits Askese, das heißt Uebung, um den Willen zu stärken und Entsagung zu lernen. Sich darin üben, auf Genüsse zu verzichten, ist wertvoll. Wir kennen das auch beim Sport. Hart sein gegen sich selbst, stärkt den Willen. Sei stolz, nicht auf die Zigaretten, die du geraucht, sondern auf die du verzichtet hast. Nun aber nicht mit Leistungen prahlen! Gott wird dir's im Verborgenen vergelten. Deine Kräfte wirst du wachsen fühlen.

Hamburg Walther Classen

Die Externsteine und das deutsche Christentum

1. Die Externsteine. 2. Die Irminsul. 3. Gottessäulen in germanischen Landen. 4. Was bedeutete die Irminsul? 5. Das Grottenheiligtum. 6. Das Felsenheiligtum. 7. Das Bild der Kreuzabnahme. 8. Der sich neigende Baum. 9. Das heilige Grab und die Felsenkapelle. 10. Deutsches Christentum.

1

Die Externsteine, vier etwa dreißig Meter hoch auf der Höhe des Teutoburger Waldes zwischen Detmold und Paderborn aus dem Buchenwald emporragende Felsen, sind nicht nur der schönste Punkt der ganzen Landschaft, sondern bedeuten zugleich einen der religionsgeschichtlich merkwürdigsten Orte in ganz Deutschland. Goethe mit seinem ungemein sicheren Blick für alle Wirklichkeiten schreibt 1824 von ihnen: „Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühesten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet sein und wurden sodann dem christlichen geweiht."

Wir erkennen gegenwärtig immer deutlicher, wie richtig Goethe gesehen hat. Vielleicht läßt es sich beweisen, daß schon in der jüngeren Steinzeit die Gottesverehrung hier eine Stätte hatte, und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen alljährlich die Angehörigen einer Wehrenverbindung alter Höfe aus sehr weiter Umgebung an den Externsteinen zusammen, um die Feier der Sommersonnenwende zu begehen. Ein Grottenheiligtum im Innern des einen Felsens mit Opferkessel und einer uralten Rune, das älteste christliche Steindenkmal ganz Nordwestdeutschlands an der Felswand vor der Höhle, ein merkwürdiges Troggrab an dem Fuße der seltsamen Steingebilde, ein Heiligtum auf der schwindelnden Höhe des höchsten Felsens, den wir Turmfelsen nennen wollen — ist es eine christliche Kapelle oder ein germanisches Weihtum? —: alles dies redet noch jetzt von mannigfaltigen religionsgeschichtlichen Erlebnissen dieser stummen Zeugen vergangener Zeiträume. Wilhelm Teudt, als Direktor des Keplerbundes seit langem in christlichen Kreisen Deutschlands bekannt und jetzt Vorsitzender der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" in Detmold, hat neuerdings durch ein Werk über „Germanische Heiligtümer" (1. Aufl. 1929, 2. Aufl. 1931) die Blicke ganz Deutschlands auf die schöne und wirklich heldenhafte Landschaft gelenkt, deren Mittelpunkt und Krönung die Externsteine sind. Manche seiner Aufstellungen leuchten sofort ein; bei manchen möchte man meinen, daß den Forscher die Begeisterung zu allzuraschen Deutungen fortgerissen hat. Was ich in zwei schönen Herbstwochen, in denen ich wenige Schritte von den Externsteinen entfernt wohnte, wandernd und prüfend gefunden habe, und was mich die Durchsicht des weitschichtigen Schrifttums, das mit diesen Fragen in Verbindung gebracht werden kann, gelehrt hat, möchte ich in den folgenden Ausführungen darlegen. Eine Abbildung der Externsteine findet man in jedem größeren erdkundlichen Werk über Deutschland, eine Abbildung der Kreuzabnahme in den größeren Kunstgeschichten, z. B. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, Abbildungen I. Band [3] 412, sehr schön bei Hans Preuß „Die deutsche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunst" 1926. Vielleicht wird sich sogar aus diesen Erörterungen ein Fingerzeig ergeben, welchen Weg der Weiterbildung in diesen verworrenen Zeiten die deutsche Frömmigkeit einschlagen soll.

2

In der ältesten Form der Annalen des fränkischen Reiches, die vielleicht auf Anregung Karls des Großen aufgezeichnet worden sind, findet sich zum Jahre 772 folgende Eintragung: „Darauf hielt der sehr milde Herr König Karl einen Reichstag zu Worms. Und von da zog er zum ersten Male in das Gebiet der Sachsen, eroberte die Feste Eresburg, gelangte bis zur Ermensul, zerstörte dieses Heiligtum und nahm das Gold und das Silber, das er daselbst fand, mit sich fort. Und es war eine große Trockenheit, so daß das Wasser an dem oben genannten Orte, wo die Ermensul stand, fehlte. Und als der vorgenannte ruhmreiche König zwei oder drei Tage dort verweilen wollte, um das Heiligtum von Grund aus zu zerstören (ad perde-

struendum fanum) und sie kein Wasser hatten", da brachen plötzlich aus einer Quelle, die sich dort befand, große Wassermassen hervor, so daß sich das Heer laben konnte. — Wo ist dies geschehen? Es ist deutlich zu lesen, daß die Irminsul nicht auf der Eresburg (jetzt Obermarsberg an der Diemel) stand, sondern daß Karl bis zu diesem Punkt noch weiter ins Land der Sachsen hinein marschieren mußte. In der Nähe befand sich eine Quelle, die von Zeit zu Zeit stoßweise Wasser spendete. Nur eine einzige Quelle dieser Art befindet sich in dieser Landschaft, nämlich der Bullerborn bei Altenbeken, der bis ins 17. Jahrhundert diese Eigenschaft festgehalten hat. Dort also an dem beherrschenden Paß zwischen Weser- und Rheingebiet, Emmer- und Lippetal, nahm Karl sein Standlager. Wo haben wir nun die Irminsul zu suchen? In Altenbeken selbst kaum, da sich hier gar keine Erinnerung erhalten hat, auf der Iburg, die eine Stunde entfernt ist, auch nicht, da der Verfasser der Annalen diesen Namen früher erwähnt, aber hier nicht nennt. Also lenkt sich der Blick von selbst auf die alten heiligen Externsteine, die zwei Stunden nordwestlich von Altenbeken ragen, also von dem festen Standort Karls leicht erreichbar waren. Diese Vermutung ist zunächst sehr unsicher. Nun hat Teudt darauf aufmerksam gemacht, daß der Kopf des Turmfelsens, der das Heiligtum trägt, völlig zerstört ist. Nur halb verwitterte Felsflächen, die ganz unregelmäßige, trümmerhafte Gestalt des Felskopfes zeigen in der Tat, daß hier die Arbeit des Menschen eingegriffen hat. Der Schluß ist sehr naheliegend, daß hier die Belagerungstruppen des Königs, die eben erst die wirklich sehr feste Eresburg erstürmt hatten, zwei bis drei Tage lang mit aller Kraft gearbeitet haben. Wenn so der Bericht der fränkischen Annalen und der Tatsachenbefund an den Externsteinen beide von ganz verschiedenen Seiten her zu derselben Vermutung führen, so kann man mit dem Maß der Sicherheit, das bei so weit zurückliegenden Ereignissen überhaupt möglich ist, sagen: Hier an den Externsteinen stand die Irminsul.

War etwa der Turmfelsen selbst die Irminsul? Stand sie auf einem der Felsen oder neben ihnen? Wie war sie beschaffen? Wieder fragen wir die älteste Quelle. Rudolf von Fulda hatte noch gute Kunde von ihr. Der erste Abt von Fulda, Sturmi, war beim Heere Karls, als dieser die Irminsul zerstören ließ, und Rudolf kannte noch einen Enkel des sächsischen Herzogs Widukind. Rudolf, der 865 gestorben ist, schreibt nun: „Die Sachsen erwiesen laubreichen Bäumen und Quellen Verehrung. Auch einen Baumstamm von nicht geringer Größe, der in die Höhe gerichtet worden war, verehrten sie unter freiem Himmel. Sie nannten ihn in ihrer Sprache Irminsul, das heißt übersetzt die Weltsäule, die gleichsam das All trägt (universalis columna quasi sustinens omnia)." Danach hat sie zwar mit Bäumen etwas zu tun; aber sie war nicht der eingewurzelte Stamm eines gewaltigen Baumes, sondern eine Holzsäule von besonderer Größe. Eine solche konnte man nicht auf dem schmalen Steinboden oben auf dem Felsen befestigen. Man muß sie sich natürlicherweise unten auf dem Erdboden denken. Zwanzig Jahre nach Rudolf lesen wir bei dem „Sächsischen Dichter" (Poëta Saxo) noch Genaueres über die Beschaffenheit des Heiligtums: „Dasselbe Volk verehrte ein Bildwerk, das sie Irminsul nannten, dessen Herstellung ähnlich einer Säule nicht geringe Mühe verursacht hatte und nicht geringen Schmuck aufwies." Wir haben uns also keinen rohen Balken vorzustellen. Wer die Ausstattungsstücke des Osebergschiffes in Oslo gesehen hat, weiß, welche große Kunst in der Holzbildhauerei die Germanen ausgebildet haben, und die Giebelhäuser der nahen Städtchen Lemgo, Blomberg, Horn bezeugen, daß diese Kunst noch heute im alten Sachsenlande bodenständig ist. Denken wir uns also die Irminsul als eine gewaltige Holzsäule, die mit reichem Schnitzwerk geziert war. Stellen wir uns in ihrer Nähe einen kleinen Hain von mächtigen Eichen und schön gearbeitete Blockhäuser vor, deren festestes die goldenen und silbernen Weihgeschenke barg, die Karl raubte, während die anderen als Wohnung für die Wächter und als Festhallen bei den Opfermahlen dienten. Füllen wir das Ganze mit einer festlich gestimmten Menge. Dann haben wir ein Bild der alten Irminsul, wie es die Externsteine bis zum Jahre 772 schauten.

3

Dies alles nützt uns für unsern Zweck sehr wenig. Es gibt uns nur äußere geschichtliche Tatsachen. Wir wollen vielmehr wissen, was die Irminsul innerlich bedeutete, noch mehr, wir wollen nachfühlen, was die alten Sachsen für fromme Gefühle hatten, als sie sie aufrichteten und verehrten. Um dies zu erfahren, müssen wir einen ziemlich weiten Umweg machen. Es gab nicht nur eine Irminsul. Alte Nachrichten, Sagen, Sitten, die noch für das 18. Jahrhundert bezeugt sind, machen es wahrscheinlich, daß auch in Hildesheim ungefähr dort, wo jetzt der Dom steht, in Halberstadt, vielleicht in Paderborn, auf einem Berge bei dem Dorfe Irmenseul südlich von Hildesheim und gewiß an anderen Orten, von denen sich keine Kunde erhalten hat, Irminsulen standen. Sie bedeuteten also nicht eine Verkörperung des sächsischen Volkes, die man sich nur an einem Mittelpunkt des Volkslebens denken konnte, sondern drückten religiöse Gefühle aus, die überall möglich waren.

Zahlreiche Gottessäulen gab es in der Zeit der Römerherrschaft im Gebiete des Mittelrheins, an der Mosel, am Main, am Neckar. In allen Sammlungen römischer Altertümer in diesen Landschaften, am schönsten in Trier, in Mainz, auch in Worms, in Speyer, in Mannheim, zwei besonders schöne Stücke in Stuttgart, wo die Steinaltertümer noch ungeordnet im Keller lagern, kann man in mehr oder weniger trümmerhaftem Zustande Ueberreste der sogenannten Jupiter-Giganten-Säulen betrachten. Auf einer hohen Säule liegt oder hockt oder kniet ein schlangenbeiniger Riese, der einen stürmisch reitenden Gott trägt. Meist ruht die Säule auf einem Vier-Götter-Stein, der wohl die vier Jahreszeiten bedeutet. Ein Zwischensockel stellt manchmal die sieben Wochentage dar. Oben am Kapitell sieht man häufig vier Köpfchen, die auf die vier Tageszeiten bezogen werden. Ausschmückung und Inschriften machen die Bedeutung dieser Säulen ganz klar. Romanisierte Landesbewohner, wahrscheinlich Kelten, die schon von Cäsars Zeiten her germanisch durchsetzt und beeinflußt waren, Reiter, Soldaten, Unteroffiziere, Handwerker, Bauern, haben durch römische Steinmetzen und unter römischen Götternamen in diesen Säulen ihren religiösen Gefühlen Ausdruck verleihen lassen und sie vor ihren Gehöften aufgestellt, genau so wie jetzt katholische Bauern Heiligenbilder stiften. Jene Säulen stellen den Himmelsgott dar, der vom Erdriesen getragen wird. Die religiösen Gefühle, denen die römischen Steinmetzen eine deutliche Stimme verliehen, bedeuten Ehrfurcht, Vertrauen, Bitte um Schutz für die Felder vor Ungewittern und für das Haus vor Blitzgefahr. Jupiter-Giganten-Säulen und Irminsäulen sind nun gewiß nicht dasselbe. Die einen stammen auch nicht von den andern ab. Aber von den uns bekannten religiösen Gefühlen der süddeutschen Gottesbild-Stifter können wir auf die Gefühle der norddeutschen Irminsul-Verehrer Schlüsse ziehen.

Wieder einen Schritt weiter werden wir geführt, wenn wir nach dem Nordland gehen. Im alten Norwegen standen in den Edelhallen der Großbauern zwei Hochsitzpfeiler, denen besondere Heiligkeit innewohnte. Sie endeten in einem geschnitzten Gottesbild und trugen wahrscheinlich die Halle, so wie die Erde oder die Weltachse den Himmel trägt. Als Thorolf Mosterbart im Jahre 872 von Norwegen zur Landnahme nach Island fuhr, warf er im Angesicht des Landes den Hochsitzpfeiler mit dem Bilde Thors ins Meer, und wo dieser landete, gründete er sich eine neue Heimat. Das Sinnbild des Gottes und Gott selbst gingen gefühlsmäßig ineinander über. In dem Hochsitzpfeiler waren nun ein oder mehrere „Weltennägel" befestigt. Was diese bedeuten, erfahren wir aus dem Bericht eines dänischen Missionars aus dem 18. Jahrhundert, der 1767 gedruckt ist. Die Lappen hatten ehemals ihre Religion in der Hauptsache von den Nordmännern erhalten und haben sie bis in die neuere Zeit bewahrt. Jener Missionar hat nun noch die Weltsäule in der Nähe von Hammerfest am Porsangerfjord gesehen, hat sie abgezeichnet, und bei Axel Olrik in Maal og Minne, Norske Studien 1910, S. 4, können wir sie leibhaftig schauen. Ein gewaltiger viereckiger Balken steht zwischen zwei Felsen und scheint mit Runen bedeckt zu sein. Am Ende be-

findet sich der Weltennagel, der wie ein großer eiserner Nagel beschrieben wird, der die Schiffsplanken zusammenhält. Die Lappen unterstützten ihren Himmelsgott, den Maylmen Radien, d. h. den „Berater der Welt", daß er die Welt weiter tragen und halten könne, indem sie die Weltsäule mit Opferblut bestrichen. Dasselbe bezweckte offenbar auch der Weltennagel. Wir erinnern uns hierbei, daß auch wir im Weltkriege in den eisernen Hindenburg, in eiserne Wehrmänner usw. Nägel einschlugen. Ohne uns dessen bewußt zu sein, führten wir eine echte Zauberhandlung aus. Wir wollten dadurch den Sieg festnageln. So wachen in Zeiten der Not uralte religiöse Triebe wieder auf, wenn sie auch nur zu halbem Bewußtsein emporsteigen. Von der Weltstütze der Lappen können wir auf die Hochsitzpfeiler der Nordmänner und von diesen wieder auf die sächsische Irminsul und auf ihre religiöse Bedeutung schließen.

Immer wieder werden wir dazu geführt, daß alle diese Säulen auf den Himmelsgott, den Ziu der Germanen, bezogen werden müssen, mag er auch zufällig Jupiter oder Thor oder Maylmen Radien genannt werden. Auf Ziu ist auch eine letzte Gruppe von Säulen zurückzuführen, die wir erwähnen müssen, die Rolandsäulen. Seit dem 13. Jahrhundert tauchen sie in dem alten sächsischen Volksgebiet auf und verbreiten sich mit dem Stadtrecht bis in den Osten der Elbe. Auch in ihnen ist ein Stück des alten Glaubens in kaum bewußter Form wieder emporgetaucht. Das Schwert, das Roland vor sich hält, ist hier die Hauptsache. Die Blutgerichtsbarkeit soll angedeutet werden. Der Name Roland ist, wie sonst die Namen von Heiligen, zufällig hinzugekommen. Der alte Himmelsgott Ziu ist zur Zeit der Entstehung des Rolandgedankens schon zum Schwertgott, zum Sarnot, herabgesunken. Die Rolandsäulen sind eine Gruppe von Gottessäulen, die für unsern Zweck weniger Bedeutung hat.

Auf jeden Fall sehen wir beim Rückblick, daß von den Alpen bis zum Nordmeer, von der Mosel bis zur Elbe von Menschen germanischer Volksart oder germanischer Beeinflussung zum Ausdruck von bestimmten Glaubensgefühlen hochragende Säulen errichtet worden sind. Sie stehen fest auf der Erde, aber ragen möglichst hoch zum Himmel empor. Das Emporschauen zum Gott des Himmels, die Sehnsucht, von der Erde aus diesem Gott bei seiner schicksalschweren Arbeit zu helfen, die vertrauensvolle Bitte um Schutz und Hilfe: alles dies liegt dunkel und unbehilflich in diesen Gottessäulen angedeutet.

4

Jetzt können wir nun ohne große Mühe das Wesen der Irminsul an den Externsteinen erklären. „Die Weltsäule, die gleichsam das All trägt", so deutete Rudolf von Fulda ihren Namen. Sie sollte sinnbildlich den Himmel tragen. Deshalb wurde auf eine gewaltige Größe dieser Holzsäule Wert gelegt. Vielleicht befanden sich auch an dieser Irminsul ein oder mehrere „Weltnägel" wie an den Säulen des Nordens. Vielleicht dachte man bei diesem Eisennagel — Eisen bedeutete von der ersten Eisenzeit her etwas Heiliges — an den Polarstern. Vielleicht meinten sternkundlich unterrichtete Verehrer die Himmelsachse. Die religiösen Gefühle waren damals noch nicht durch die Verstandesarbeit der Theologen begrifflich klargelegt und dadurch geschwächt. Stark, wenn auch undeutlich gingen sie ineinander über. Ob die Irminsul nur ein Sinnbild war für die Kraft, mit der der Himmelsgott die Welt trug und hielt, ob sie die Weltsäule selbst war, von deren Bestand Glück und Schicksal abhing, ob in ihr der Himmelsgott zugegen war, das machte sich keiner aus den Scharen der gläubigen Verehrer klar, die sie feierlich an den großen Festen umschritten, sie mit Opferblut bestrichen, vielleicht die Schädel der geopferten Pferde an ihr aufhängten, denkbarerweise auch in sie „Weltnägel" einschlugen. Auch der Name Irminsul bestätigt diese Deutung. „Irmin" ist ein vielfach belegtes Eigenschaftswort. Es bedeutet groß, gewaltig, riesenhaft. Es scheint aber auch der Beiname eines Gottes, also vielleicht des Himmelsgottes gewesen zu sein, den man den Gewaltigen, den Allmächtigen nannte. Der Klang des Wortes bedeutete also ebensowohl „die gewaltige Säule" wie „die Säule des Allmächtigen".

Wir deutschen Christen der Gegenwart dürfen nicht denken, daß uns diese fromme Gefühlsweise ganz fern liege. Wir errichten immer noch möglichst hohe Säulen, um den allmächtigen Gott des Himmels zu ehren. Unsere Kirchtürme haben mit der Lehre Jesu und mit dem alten Christentum nichts zu tun. Die ältesten christlichen Kirchen hatten keine Türme. Später hatten die neben ihnen stehenden Glockentürme einen rein praktischen Zweck. In der romanischen Baukunst schmückten die Baumeister die Dome nach Art der wehrhaften Kunst des Burgen- und Städtebaues mit mehreren Türmen. Dann aber stiegen die Türme der gotischen Baukunst, die in Nordfrankreich aus nordisch-germanischem, normannisch-fränkischem Volkstum erwachsen ist, immer gewaltiger zum Himmel empor, als ob sie ihn stützen wollten. Der Turm drängte immer mehr die Kirche beiseite. Beim Ulmer Münster ist er offenbar wichtiger als die Kirche. Wenn man zufällig schaut, wie bei geeignetem Wetter seine Spitze in eine Wolkenschicht hineinragt, dann hat man den deutlichen Eindruck: dieses unerhört gewaltige deutsche Bauwerk ist eine Versinnlichung des Glaubens an den Himmelsgott. Es ist die herrlichste Irminsul, die jemals aus dem deutschen Glaubensgefühl heraus geschaffen worden ist.

Die alten Sachsen hatten gewiß nicht wesentlich andere fromme Gefühle, wenn sie an den Externsteinen ihre Irminsul verehrten, als der evangelische Liederdichter Heinrich Albert, wenn er Gott anredet:

Gott des Himmels und der Erden,...
Der es Tag und Nacht läßt werden,...
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält.

Und auch wir bekennen ungefähr dasselbe im ersten Artikel: „Ich glaube an Gott, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde."

5

Von der Irminsul ist es höchst wahrscheinlich, daß sie an den Externsteinen gestanden hat. Das Gottesheiligtum ist aber jetzt noch vorhanden und beschaubar. Können wir seine Bedeutung enträtseln?

Wenn man sich die Fenster, den Eingang von der Ostseite her und die sonstigen Veränderungen wegdenkt, die seine Benutzung im Mittelalter, vermutlich als Darstellung der Grabhöhle Christi, als Einsiedlerklause und gelegentlich als Unterschlupf für Wegelagerer, verursacht hat, so macht es einen sehr altertümlichen Eindruck und erscheint als ein gewundener Gang von Süden nach Norden mit dem Eingang im Süden. So mögen sich vor langen Zeiten Menschen, die mit der Bearbeitung des Steines noch nicht vertraut waren, in den weichen Sandsteinfelsen eingewühlt haben. Nur kurz sei bemerkt, daß an ein Mithrasheiligtum, auf das man der Höhle wegen schließen könnte, nicht zu denken ist. Diese waren regelmäßig gestaltet, und Mithras wurde auf dem Boden des jetzigen Deutschlands nur auf dem Gebiete der römischen Herrschaft und niemals von Germanen verehrt. Mit „Mithras im Norden", über den in neuester Zeit der Schwede William Anderson und der Deutsche Werner von Bülow geschrieben haben, meinen beide den nordischen Gott Heimdall, den sie mit Mithras zusammenbringen. Im hintersten Teil der Höhle, der nach Norden zeigt, hat man nun 1929 eine merkwürdige Rune entdeckt. Von den Enden einer 43 Zentimeter lang eingegrabenen wagrechten Linie sind zwei je 40 Zentimeter lange Linien senkrecht nach unten geführt; diese wieder enden in einer Hand, die je drei Finger aufweist. Herman Wirth hat sie in den „Blättern für Freunde germanischer Vorgeschichte" in demselben Jahre gedeutet. Nun ist Wirth nach dem Urteil einer ganzen Reihe von Wissenschaftlern aus verschiedenen Wissenschaftsgebieten, die seinen „Aufgang der Menschheit" von ihrer Wissenschaft aus beurteilt haben, gewiß ein mit allzuviel Phantasie behafteter Forscher, bei dem vieles wissenschaftlich unzulänglich ist. Den Ergebnissen dieser Beurteiler könnte man hinzufügen, daß auch das, was er z. B. über das Alte Testament sagt, gar nicht stimmt. Aber daß er die vorgeschichtlichen Runen aus aller Welt ganz genau kennt, wird man ihm gewiß zugestehen müssen. Er hat unter Beifügung vieler bildlicher Beispiele er-

klärt, daß diese Rune aus der jüngeren Steinzeit oder der älteren Bronzezeit stamme und daß sie die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende bedeute. Dieselbe Rune mit nach oben gestreckten Armen bedeutete dann umgekehrt die Sonne zur Zeit ihres Höchststandes im Sommer. Die Herkunft dieser Runen von dem Bilde eines Menschen, der das eine Mal die Arme kraftlos herabhängen läßt und der sie das andere Mal in freudiger Kraft emporhebt, springt in die Augen. Danach ist die Vermutung naheliegend, daß wir es bei dieser Grotte mit einem Heiligtum der Wintersonnenwende zu tun haben. Auch hier halten wir mit dem örtlichen Befund eine sehr alte schriftliche Nachricht zusammen. Beda der Ehrwürdige, der große angelsächsische Gelehrte (gest. 735) schreibt über die Monatsnamen der Angelsachsen: „Sie begannen das Jahr acht Tage vor dem Kalender des Januar (am 25. Dezember), und sie nannten diese uns jetzt hochheilige Nacht damals mit einem heidnischen Worte ‚Modraneht', das heißt ‚die Nacht der Mütter', wegen der Gebräuche, wie wir vermuten, die sie in ihr, indem sie sie durchwachten (pervigiles), ausübten." In der Nacht der Wintersonnenwende haben sie offenbar die Sonne, die in dieser Nacht in den Schoß der Mutter Erde zurückkehrte, starb und wieder neu geboren wurde, durch gottesdienstliche Gebräuche, wahrscheinlich durch Opfer und Opferblut, in diesem schwersten Zeitpunkt ihres Jahreslaufes kräftigen und unterstützen wollen. Die Angelsachsen und die Festlandssachsen sind nun dasselbe Volk. Noch Bonifatius betrachtet sie ohne weiteres als seine Landsleute. Sie hatten gewiß dieselben gottesdienstlichen Feiern. Soweit bestätigt diese Nachricht unsere Vermutung über den Zweck der Höhle im Grottenfelsen. Ortsbefund und schriftliche Nachricht ergeben zusammengehalten eine Deutung der Grotte als Heiligtum der Wintersonnenwende; diese Deutung grenzt an Gewißheit.

6

Wenn wir uns von dem Heiligtum, das die Spitze des Turmfelsens krönt, das hinwegdenken, was durch seine Verwandlung in eine christliche Kapelle geändert worden ist, und das hinzuschauen, was die Zerstörungsarbeit Karls zertrümmert haben mag, so können wir uns einen Raum im Felsenkopf denken, der vielleicht im Anschluß an eine natürliche Spalte hergestellt worden war. Genau im Nordosten war gewiß damals schon ein kreisrundes Loch etwa von der Größe des Erscheinungsbildes der Sonne zu sehen. Eine Türöffnung links vorn führte zu einer Felsentreppe hinauf auf den höchsten Punkt des Turmfelsens. Links hinten ließ ein Fenster im Stein dem Lichte Zutritt und führte vielleicht zu einer Treppe außen am Felsen hinunter. Wenn wir bedenken, daß christliche Kapellen stets nach Osten „orientiert" waren, dieses Heiligtum aber genau nach dem Punkt, an dem zur Zeit der Sommersonnenwende die Sonne in diesem Breitengrad aufgeht, so ist der Schluß naheliegend, daß sich auf dieser herrlichen Felsenhöhe ein Heiligtum der Sommersonnenwende befand. Nachdem wir in der Feststellung des Heiligtums der Wintersonnenwende bis zu großer Wahrscheinlichkeit vorgedrungen sind, fällt von hier aus auch ein genügendes Licht auf das Schwesterheiligtum auf der Höhe des Nachbarfelsens. In dem Heiligtum auf dem Turmfelsen mag sich irgendwo die umgekehrte Rune mit den freudig emporgeworfenen Armen befunden haben, bevor sie weggemeißelt wurde.

Nunmehr haben wir ein vollständiges Bild von den Externsteinen zur Zeit der alten Sachsen. Wir können uns die gewiß recht unheimliche Feier in der Höhle um die Mitternacht in der Mutternacht zur Zeit der Wintersonnenwende vorstellen. Der Opferkessel und der völlig finstere Felsenschlund, der nur düster von Fackeln erleuchtet war, regen unsere Einbildungskraft an. Freudig dagegen müssen wir uns das Bild vorstellen, wenn am frühen Sommermorgen der Priester auf der Spitze des Felsens hoch über dem morgendlichen Walde der unten harrenden Menge kundtat, daß die siegende Sonne ihren ersten Strahlenspeer über die Waldgebirge warf. Auch ein großes Volksfest im heiligen Hain rings um die Irminsul, halb gewaltige Weihehandlung, halb mächtige Volkskirmesfeier, können wir uns leicht vergegenwärtigen.

Herman Wirths „Aufgang der Menschheit" ist sicherlich kein in den Einzelheiten zuverlässiges wissenschaftliches Werk. Ein großes Wissenschaftsgedicht wie Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes" ist es doch. Auch solche kühne Gedankengedichte haben ihren Wert. Sie bereiten nicht nur Genuß, sondern sie regen durch neue, unerhörte Ideen an. Herman Wirth spricht nun den Gedanken aus, daß die nordische Rasse die monotheistische Urreligion von dem verborgenen Weltgeist und von seinem Sohn, der das Licht der Lande trägt und sich in der Sonne, in ihrem immer wiederkehrenden Vergehen und Wiedergeborenwerden offenbart, entdeckt habe. Ich glaube nicht, daß er die Externsteine gekannt hat, als er dies niederschrieb. Nun haben wir wirklich gefunden, daß hier sowohl der Himmelsgott, wie auch die Sonne in ihrem Tod und in ihrer Auferstehung und Himmelfahrt gefeiert wurden. Von andern Gottheiten hören wir nichts. Unwillkürlich fließen Worte aus dem zweiten Artikel in die Feder: „gelitten, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel". Das sind Gedanken, die gewiß nur mit Vorsicht hier ausgesprochen werden dürfen; aber sie sind doch alles Nachdenkens wert. Es ist merkwürdig, daß Wirth die Tatsachen von den Externsteinen, die wir festgestellt zu haben meinen, vorausgedacht hat.

(Schluß folgt)

Löbau (Sachsen) Hermann Tögel

Vierhundert Jahre Buß- und Bettag

Am 31. August 1532 fand zum ersten Male im evangelischen Deutschland, ja in der evangelischen Christenheit überhaupt ein evangelischer Buß- und Bettag statt. Es ist nicht anzunehmen, daß der vierhundertsten Wiederkehr dieses Tages in einem kirchlichen Erlaß oder etwa in einer akademischen Rede gedacht werden wird. Daß dieser Erinnerungstag aber sang- und klanglos vorübergehe, kann man nicht wünschen. Dafür war jenes Ereignis in seinen Folgen zu bedeutungsvoll. So mag im Nachstehenden davon berichtet werden, wie der Protestantismus zu seinem Buß- und Bettag kam.

Eine geschichtliche Betrachtung zeigt zunächst, daß wir es hier keineswegs mit einer schlechthin originalen Schöpfung des reformatorischen Christentums zu tun haben. Auch nicht der alten Kirche oder des Katholizismus. Das Judentum wußte von „Fasten", die „ausgerufen" wurden, damit das Volk sich vor Gott demütige, und dem heidnischen Altertum waren besondere Tage solcher Art auch nichts Fremdes. Auf christlichem Boden bekundete nicht bloß die Kirche, sondern namentlich der Staat wiederholt in Zeiten der Not Interesse an der Einrichtung besonderer Bettage. Theodosius der Große wie Karl der Große haben Bettage angeordnet; manche Fürsten und Reichsstädte folgten ihrem Beispiel. Päpstliche Verordnungen wechselten mit kaiserlichen. Wiederholt bot im Mittelalter die Pest die Veranlassung. Als aber Kaiser Karl V. am 24. Juni 1532 eine Bettagsverordnung erließ, die den Anstoß zur Verpflanzung dieser Sitte auf evangelisches Kirchengebiet geben sollte, war es die „beschwerliche und grausame Wüterei des tyrannischen Türken in das christliche Blut", die in ihm den Entschluß zu dieser Maßnahme geweckt hatte. 1529 waren die bis vor die Tore von Wien vorgedrungenen Türken zwar wieder abgezogen, aber neue Gefahr drohte. Seine an sämtliche Reichsstände und Reichsstädte ergehende Verordnung konnte in Straßburg nur dann auf Beachtung rechnen, wenn sie nicht (wie in katholischen Gebieten) an den Bischof, sondern an den Rat der freien Stadt gerichtet wurde. Denn hier hatte der Rat das Kirchenregiment in Händen. Bereits seit drei Jahren war die Messe abgeschafft und Straßburg, eine Hochburg des Protestantismus, hatte in Speier 1529 und in Augsburg 1530 an der Verfechtung protestantischer Interessen hervorragenden Anteil genommen. Die Art, wie der Rat auf die kaiserliche Verordnung reagierte, zeigte einerseits, daß es in der Auffassung, daß die Türkennot als Ausfluß göttlichen Zornes über die mannigfachen Uebertretungen göttlicher Gebote anzu-

sehen sei und die Christenheit ins Gebet treiben müsse, keinen Streit der Konfessionen gab. Andererseits ließ evangelische Frömmigkeit nicht zu, durch Veranstaltung von Bittmessen und Prozessionen den vom Kaiser angeordneten Weg zu gehen. (In manchen lutherischen Ländern erhielten sich die Bittgänge noch lange.) So schied man aus, was geläuterter Erkenntnis widersprach, und rief, ohne übrigens dem Kaiser die Ehre der Erwähnung anzutun, zu einer evangelischen Bettagsfeier auf Samstag 31. August, vormittags 7 Uhr auf. Das denkwürdige Mandat des Rates vom 24. August 1532 begründete den Entschluß des Rates u. a. folgendermaßen:

Dieweil denn des allmächtigen Gottes und himmlischen Vaters Barmherzigkeit unergründlich, der auch alle die, so ihn durch unsern einigen Mittler und Heiland, seinen einigen Sohn Jesum Christum, mit bußfertigem Herzen und rechtem, wahrem Glauben und Vertrauen bitten und anrufen, erhören und nicht verlassen will, wie er das in seiner göttlichen Schrift verheißen und nimmer lügen wird, haben unsre Herren Meister, Rat und Einundzwanzig, als eine göttliche Obrigkeit, und da es in solchen Nöten der christlichen Kirchen und des Volks von Amts wegen zu tun gebührt, ein gemein christlich und andächtig Gebet in der Kirchen Gottes auf jetzt künftigen Samstag, den letzten dieses Monats um sieben Uhr vormittags, zu halten fürgenommen. Darauf ist ihr ernstlicher Will, Meinung und Befehl, gebieten auch allen und jeden ihren Bürgern, Hintersassen und Einwohnern dieser Stadt Straßburg, sie seien geistlich oder weltlich, Frau oder Mann, jung oder alt, niemand hierin ausgenommen, daß ein jedes sich auf obgemeldeten Tag und Stund in die Pfarr, darin er gehörig, verfügen, den Allmächtigen um Verzeihung und Vergebung unserer schweren Sünde und Missetat zu bitten, daß er seinen Zorn ablassen, diesen unmenschlichen Feind von seinem armen Völklein und fürnehmlich von denjenigen unsrer Nächsten und Mitchristenmenschen, die mit demselbigen jetzo mit der Tat am härtesten beschwert sind, abwenden, auch allen denen, so zu Schutz und Schirm der Christenheit jetzo auszogen und zu Feld liegen, sein göttlich Kraft und Sieg, der dann allein von ihm kommt, mitteilen und geben wolle, damit seine christliche Kirche ihn in guter Ruhe ehren, loben und preisen mag.

Unter Strafandrohung wurde geboten: An dem genannten „halben Vormittag" darf keinerlei Gewerbe oder Hantierung getrieben, kein Laden zu Kauf oder Verkauf aufgeschlossen werden, in den Wirtsstuben darf keinem Bürger, Hintersassen noch Einwohner Morgen- oder Schlaftrunk gereicht werden, „noch soll sich jemand gen Schiltigken, Ruprechtsaw, Grauenstaden, Ilkirch, Ilwickersheim, Sanct Oswald oder an ander dergleichen end gar nit verfügen, sondern ein jeder nach volnbrachtem gebett den andern halben nachmittag sein arbeyt mit göttlicher forcht volnbringen, damit nitt, was morgen bei dem almechtigen mit dem gebet versünet, nachmittag mit sauffen, spielen und ander üppigkeit wider verschuldet und Gott mehr davon geunehrt und erzürnt werde."

Ein Bericht über den Verlauf dieses ersten Buß- und Bettags ist m. W. nicht vorhanden. Vielleicht spricht es für eine eindrucksvolle Feier, daß der Straßburger Reformator Martin Bucer zwei Jahre später in seinem Katechismus schrieb: „wo wir recht ernsthaftige Christen weren, wurden wir etwan offt besondere und ernstliche bettag halten und an denselbigen mit fasten, mit ganzlicher entsagung unser fleisch demütigen". (Wie Ed. Simons, der um Aufhellung dieser geschichtlichen Vorgänge verdiente Theologe, annahm, ist hier auf evangelischer Seite zum ersten Male, wenn nicht überhaupt zum ersten Male, der Name Bettag gebraucht.)

Zwei Männer waren es, die in Straßburg sich dafür einsetzten, daß der Bettag nicht nur wiederholt, sondern eine ständige Einrichtung wurde: neben dem eben genannten Reformator Straßburgs hervorragender Staatsmann, der „Stettmeister" Jakob Sturm. Bucers Verdienste um den Bettag gehen aber noch viel weiter. Einmal war es ihm wohl zu danken, daß er die Auffassung vom Sinn dieser Feiern verinnerlichte. Gott soll, das war seine Meinung, um Erweckung frommen Ernstes und Eifers gebeten werden. Das ging aus einem andern Ton als dem herkömmlichen. Nicht mehr war fortan die Befreiung von äußerer Plage durch Besänftigung des Zornes Gottes das einzige Leitmotiv. Sodann hat Bucer, der Theologe mit dem weltweiten Blick und weltweiten Wirkungskreis, erreicht, daß auch hier seine die Praxis befördernden Gedanken nach allen Seiten ausstrahlten. Der von ihm mannigfach beeinflußte, Anregungen seiner Straßburger Jahre in die Tat umsetzende Calvin traf in Genf entsprechende Anordnungen; unter den deutschen Gauen empfing am unmittelbarsten Hessen von Bucer Antrieb zu gleichem Vorgehen. Soweit die Gespaltenheit des deutschen Protestantismus und Luthers Zurückhaltung den aus dem deutschen Südwesten kommenden Forderungen Schranken bereiteten, wurden sie mit der Zeit größtenteils beseitigt durch den Ernst schwerer Notzeiten, die den Boden zur Aufnahme dieser Saat empfänglicher machten.

Freilich hat es auch an Rückentwicklungen mancher Art nicht ganz gefehlt. Vielfach kehrte man wieder zu jener mittelalterlichen Zielsetzung zurück, aus der heraus Bucer den Weg ins Freie gewiesen hatte. Daß aber der vielen Geschlechtern wertvoll gewordene Brauch eines Tages wieder ganz verschwinden konnte, dafür ist ein merkwürdiges Beispiel das Heimatland des evangelischen Buß- und Bettags, das Elsaß. Er versank dort in den Sturmfluten der französischen Revolution. Zu seiner alten Geltung ist er auch heute noch nicht wieder gelangt. Während des Weltkrieges wurden Pläne für seine Wiedereinführung im Straßburger Oberkonsistorium verhandelt, aber wie so manche gute Absicht, deren Ausführung man damals der Zeit nach dem Frieden überließ, blieb auch diese unausgeführt.

Im Jahre 1907 hat Ed. Simons sich dahin ausgesprochen, daß die Existenz des Bußtags nicht durchaus gesichert erscheine. Er warf die Frage auf, ob der Bußtag noch Daseinsberechtigung habe, verneinte sie nicht, hat sie aber auch nicht freudig bejaht. Seither ist ein Vierteljahrhundert verflossen, und man darf wohl sagen, daß das Ansehen des Buß- und Bettags seither gestiegen ist. Die äußeren Zeitumstände haben den Blick für seinen Wert verschärft, die stärker empfundene Gliedschaft des Einzelnen im Körper seines Volkes führt uns immer mehr aus einer Fehlentwicklung heraus, die über dem „Ich" das „Wir", über der Einzelindividualität die Gemeinschaft selbst an diesem Tage gering zu achten versucht war. So ist unsre Zeit einer dankbaren Würdigung jener Tat der Straßburger Ratsherren des 16. Jahrhunderts wohl nicht unzugänglich. Unter den mancherlei Gaben, die der deutsche Protestantismus aus dem alten Schicksalslande zwischen Rhein und Vogesen empfangen hat, ist der evangelische Buß- und Bettag wahrlich nicht die geringste.

Weimar Otto Michaelis

Alfred Loisy und der Krieg

In den unlängst erschienenen Lebenserinnerungen Loisys [1]) verdienen die Abschnitte, die von der Kriegs- und Nachkriegszeit handeln, unsere besondere Aufmerksamkeit: denn sie zeigen uns den großen französischen Gelehrten in einem Lichte, in dem wir ihn bisher nicht gesehen haben, auch wohl kaum sehen konnten. Die meisten unter uns wissen von Loisy nur als dem tapferen und unbestechlichen Vorkämpfer des katholischen Modernismus, d. h. der Bestrebungen, in Religionsphilosophie, Theologie, Bibelwissenschaft, Moral und kirchlichem Leben einen Ausgleich zwischen katholischem Glauben und neuzeitlichem Wesen herbeizuführen. Als solcher ist Loisy von Pius X. aus der Kirche gewiesen worden. Aber er will nicht mehr Modernist sein, lehnt das ausdrücklich ab. Er hat sich nicht nur von der Kirche, sondern auch von dem abgewandt, was man positives Christentum zu nennen pflegt, einer Religion also, die von ihren Bekennern die Anerkennung bestimmter, auf die Offenbarung Gottes in Christus gegründeter Glaubenssätze verlangt. Statt dessen verficht er in vielen größeren und kleineren Schriften das Ideal einer glaubenslosen Religion der Humanität mit eindringlicher Beredsamkeit. Es muß einer anderen Stelle oder Gelegenheit vorbehalten bleiben, das im Einzelnen auseinanderzusetzen. Soll ich in einem Satz zusammenfassen, was offenbar Loisys innerste Ueberzeugung ist, so weiß ich nichts Besseres als den 85. Satz von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", in dem es heißt: „Das Gute tun, weil es gut ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind."

[1]) Alfred Loisy, Mémoires pour servir à l'histoire religieuse de notre temps. 3 Bde. Paris, Nourry 1931.

Heute ist mir daran gelegen, auf einen Zug in Loisys Religionsphilosophie hinzuweisen, der ihr ein besonderes Gepräge verleiht. Ich meine seinen entschlossenen Pazifismus und die dem entsprechende Haltung gegenüber den Gegenwartsfragen. Die Anlage der Memoiren gibt uns dabei die Möglichkeit, in die jeweilige Gestimmtheit des Verfassers guten Einblick zu erhalten. Loisy hat nämlich in seinen Ueberblick durchweg kürzere Abschnitte aus seinem Tagebuch oder seiner Korrespondenz eingestreut, die er vom Standpunkt seiner Gegenwart aus erläutert. Was für den Leser, dem an glattem Fortgang der Darstellung gelegen ist, häufig eine Belastung bedeutet, erweist sich für die sachliche Betrachtung als Gewinn.

Loisy, damals mit Vorlesungen über Kirchengeschichte am Collège de France betraut, hielt sich bei Ausbruch des Krieges in Ceffonds, einem kleinen Ort in der Champagne, auf. Hier empfing er die Briefe seiner Freunde Friedrich von Hügel, der „obwohl Oesterreicher von Geburt, doch der Erziehung nach eher Engländer war und es bald auch der Nationalität nach werden sollte", und Paul Desjardins, der sich um seine Mitarbeit an einer Wochenschrift „Gespräche von Nichtkombattanten während des Krieges" bewarb. Es versteht sich, daß Loisy glücklich war, wie er an Hügel schreibt, daß „das deutsche Volk den Krieg so wenig wünschte wie wir, und daß es nicht verdiente, in solche Schlächterei hineingeführt zu werden". Aber er fürchtet auch, daß die oft so hochmütige deutsche Wissenschaft (diese beiden Worte stehen in deutscher Sprache im französischen Satz) „im Sinn des Militarismus gewirkt haben werde", und findet diese Befürchtung wenige Wochen später durch das bekannte Manifest der 93 bestätigt. Die Niederlage des „Gottes der Deutschen" wird auch ihr eine nützliche Lehre sein, schreibt er. Man beachte, daß der Dieu des Allemands von Loisy in Anführungszeichen gesetzt wird. Es handelt sich dabei um ein in den intellektuellen Kreisen Frankreichs damals beliebtes Schlagwort. Im Tagebuch heißt es:

Desjardins fordert mich auf, einiges über den Gott der Deutschen zu schreiben. Wenn das so einfach wäre! Der Gott der Deutschen ist, genau betrachtet, der Gott Luthers, der alte Gott Israels, den das Christentum zu dem seinen gemacht hat... Wozu haben die (nationalen) Götter von jeher gedient, wenn nicht, um ihre Anbeter zu beschützen? Ohne Zweifel gilt der Christengott dafür, daß er kein Ansehen des Volkes kennt. Das hat aber Nikolaus II. nicht gehindert, zu sagen, daß der Gott Rußlands groß ist, und Georg V. nicht, Gebete anzuordnen, zu denen sich alle christlichen Gemeinschaften seiner Reiche zusammenfinden, offenbar, um den Gott der Engländer und ihres ungeheuren Reiches anzufeuern, die Seinen zu verteidigen. Der französische Klerus hat gerade jetzt (15. XII. 14) eine Gebetwoche gefeiert, wo man zu Gott um den Sieg der Franzosen flehte, und sichtlich wandte man sich an ihn als den Gott der Franzosen. Es liegt aber auf der Hand, daß der Gott, an den die alten Christen glaubten, der von der Sünde errettete und vom ewigen Tod durch Christus, gewaltig verkleinert wird, wenn man ihm die Dienste eines nationalen Gottes zumutet, denen Paulus und das Urchristentum ihn entziehen wollten, und von denen Jesus selbst ihn durch seinen Traum von einem Himmelreich, das auf Erden Wirklichkeit werden sollte, entkleidet hatte. Das bedeutet sicherlich eine starke Umformung. Aber, da der eine nicht wirklicher ist als der andere, und der Nationalgott, zumal in Kriegszeiten, nützlicher ist, so ist es schwer, zwischen den beiden eine Entscheidung zu treffen.

Aus dieser Gestimmtheit erwachsen bei Loisy nach und nach die Gedanken, die er in Schriften wie Guerre et Religion und Mors et Vita noch während des Krieges niederlegte. Dabei reizt ihn wachsend die Sentimentalität gewisser katholischer Literaten, die dem Publikum einzureden suchen, daß der Glaube an die Kirche und ihre Verheißungen dem Heldentod fürs Vaterland nicht nur eine besondere Weihe gebe, sondern dafür die treibende Kraft sei. Hier melden sich im „Tagebuch" schon die Gedanken an, die den religionsphilosophischen Schriften (La Religion, Religion et Humanité, La Morale humaine) zugrunde liegen werden. Es wäre zu wünschen, meint der Schreiber, daß sich eine Linie für Glauben und Moral ziehen ließe, die auch den Kirchen imponieren könnte, und die ihnen auf alle Fälle den Weg abschnitte, sich als die einzigen Tempel Gottes anzusehen.

Es ist jetzt keine Zeit für Polemik, aber die Reaktionäre mögen sich nicht einbilden, daß ganz Frankreich hinter ihnen stände. Sogar die Masse der Katholiken, die sich ihren Kinderglauben bewahrt hat, geht nicht mit diesen Politikern, so wie diese es glauben möchten. Man stirbt nicht für den Katholizismus, man stirbt für das alte französische Vaterland und für Frankreichs Zukunftsrolle in der Menschheit. Und die Katholiken wissen ganz genau, daß sie nicht in besonderer Weise begnadet sind, um so zu sterben. Andere sterben gerade so tapfer, mit den gleichen Gefühlen und ohne die Zusätze von Tröstungen und Hoffnungen, die aus dem Glauben an die übernatürliche Welt des Christentums entspringen... Man stirbt nicht für den Papst, nicht für Christus und nicht für den Himmel. Wenn es sich nur um die Ewigkeit handelte, würden auch die Gläubigen ihre Haut nicht zu Markte tragen.

Immer mehr festigt sich in ihm die Ueberzeugung, daß der fürchterliche Krieg führen muß zu einem Zusammenbruch aller Religionen, und daß dabei der Glaube mehr verlieren wird als der Unglaube. Ist denn da kein Ausweg? „Sollte es", so schreibt er, als das Schlachten seinem Ende entgegengeht, „sollte es denn so schwer sein, zu begreifen, daß diese Menschenjagd, so vervollkommnet sie auftreten mag, ja, je mehr sie vervollkommt wird, nie etwas anderes gewesen ist und nie etwas anderes sein kann als eine Uebung für Wilde, unwürdig der Menschheit?" Da meint er endlich einen Lichtstrahl zu sehen in den sich allmählich verdichtenden Plänen eines Völkerbundes, der den Völkerfrieden gewährleisten soll. Seine Vorlesung im Wintersemester 1918/19 eröffnet er mit einer Ansprache über „La Paix des nations et la Religion de l'avenir", die er auch dem Druck übergibt. Babel ist gefallen, ruft er mit dem Propheten aus und versteht darunter den Zusammenbruch aller Imperialismen, der weltlichen wie der geistlichen. Angesichts dieses gewaltigen Menschheitsgeschickes gilt es, den Sinn herauszuarbeiten, der diesem Geschick innewohnen muß, wenn die Menschheit nicht verloren gehen soll. Aus dem Weltkrieg muß der Weltfriede hervorgehen, und dieser allgemeine Völkerfriede muß die Religion der Zukunft sein, da er die Religion der Menschheit ist. Solcher hochfliegender Idealismus findet seine Stütze an den Plänen des amerikanischen Präsidenten.

Es wird der dauernde Ruhmestitel des amerikanischen Präsidenten Wilson sein, die Worte gesprochen zu haben, die den Sinn des Weltkrieges für die Zukunft festgelegt haben: die Bemühungen für den Völkerfrieden, die Grundlagen des Völkerbundes... Das neue Evangelium ist, wie es sich gehörte, verkündet worden durch das Haupt eines freien Volkes; der Präsident der Vereinigten Staaten hat gesprochen als Vermittler des neuen Bundes und als Papst der Menschheit.

Freilich: Zur Stunde sind Völkerbund und Menschheitsreligion nur erst ein entferntes Ideal, das damit noch nicht verwirklicht ist, daß man es aufstellt. Aber es ist schon viel, es aufgestellt zu haben. Mehr noch bedeutet es, danach zu streben und es in uns lebendig zu machen; das Ziel wird sein, es zu vollenden. Das kann nicht das Werk eines Tages sein, das ist das Werk des neuen Zeitalters, das jetzt beginnt.

Der Loisy von 1929 wird diese und andere panegyrische Sätze des Loisy von 1919 nicht ohne Kopfschütteln gelesen haben. Aber er bleibt, wie seine Zusatzbemerkungen zeigen, dabei, daß die Idee marschiert bei denen, die sie ehrlich begrüßt haben, ja sogar bei denen, die sich nur mit dem Mund zu ihr bekennen, ohne daß ihr Herz dabei ist. Und das Christentum?

Das Christentum ist die Menschheitsreligion, aus der wir hervorgehen... Die Christentümer... sollten sich auf das neue Menschheitsideal einrichten, und sie werden sich mehr oder weniger darauf einrichten müssen, sie mögen wollen oder nicht.

So heißt es in der Rede, und der spätere Loisy fügt, einigermaßen resigniert, hinzu:

Wenn aber jemand all das eine törichte Utopie nennen sollte, so kann ich nur sagen, daß ich für mein Teil es bedaure, dieser Utopie nicht ein wirksamer und unermüdlicher Apostel gewesen zu sein und auch heute nicht sein zu können.

Im April 1927 begrüßten Fachgenossen aus allen führenden Ländern den großen Gelehrten zu seinem 70. Geburtstage. Die deutschen Universitäten waren durch Bonn, Breslau, Gießen und Halle vertreten. Für sie sprach Clemen die Begrüßungsworte. Loisy gesteht, daß diese Begrüßung für ihn der schönste Augenblick des Kongresses und einer der schönsten seines Lebens gewesen sei. In seinem Dankbrief an Clemen betonte er, daß er zu denen gehöre, die den Frieden auf Erden wünschen.

Ich glaube, daß die Lebenskraft Ihres Volkes noch jung und unverbraucht ist, eine Bürgschaft großer Zukunft für Ihr Land. Europa

und die Welt brauchen Sie. Sie können die Werkmeister des europäischen Friedens werden, der allen europäischen Völkern so not tut. Ich habe das Zutrauen, daß Sie es sein werden, und daß Sie so größer erscheinen und moralisch mächtiger sein werden, als Sie es je in der Vergangenheit waren. Ihre Stärke wird Ihnen die Möglichkeit geben, weise zu sein für das gemeinsame Wohl der Menschheit.

Und in einem zweiten Brief führte er seine Gedanken in folgenden Sätzen aus, die mir besonders eindrucksvoll erscheinen:

Eins der zahlreichen Uebel, die uns der letzte Krieg gebracht hat, ist das fast krankhafte Ins-Kraut-schießen der Nationalismen — ich identifiziere Nationalismus und Patriotismus nicht —, obwohl die furchtbare Geißel, die über uns geschwungen wurde, sie eher hätte niederdrücken sollen. Wenn man nicht scharf aufpaßt, so wird die Geißel, aus irgendeiner jämmerlichen Ursache, wieder erscheinen, schrecklicher und mit schlimmeren Folgen noch für Alle ohne Ausnahme, die davon betroffen werden. Denn in solchem Krieg, wie immer er ausgehen möge, wird es in Wirklichkeit immer nur Besiegte geben, wie schon in dem, aus dem wir alle so geprüft hervorgegangen sind. Ich glaube also, daß man, ohne sich in die Politik zu mischen (Clemen hatte aus Loisys erstem Brief Derartiges herauslesen wollen), wünschen darf, daß diejenigen europäischen Völker, in denen das Gewissen der Menschheit vollen Widerhall findet, alle ihre Kraft zusammennehmen sollten, um eine derartige Katastrophe und den Sturm der Barbarei vermeiden zu helfen. Wir sollten wissen, daß der Krieg die Ungerechtigkeiten nicht wieder gut macht, sondern sie vervielfältigt.

In dem, was ich Ihnen geschrieben habe, liegt nicht die leiseste Anspielung auf die Vergangenheit. Die Vergangenheit, für die wir nichts können, ist für uns Schicksal. Sie kann, um mich so auszudrücken, nur philosophisch diskutiert werden. Gewisse Fragen, die jetzt noch manche Leute erregen, bei uns wie bei Ihnen, haben für mich, ich gestehe es, ihre Bedeutung verloren. Zum Beispiel die Frage nach der Kriegsschuld. Forscht man genau nach, so wird man Schuld, in verschiedener Gestalt, in verschiedenem Grade, zu verschiedenen Zeitpunkten, überall finden, so daß ein wirklich unparteiischer Gerichtshof, wenn es möglich wäre, ihn heute zusammenzurufen, allen Beteiligten sagen müßte: „Gehet hin in Frieden und sündigt nicht weiter." Ich bin nicht befugt, einen solchen Spruch zu fällen; aber wenn ich ihn für vernünftig halte, so spreche ich damit kein politisches Urteil aus. Es ist, denke ich, eine Ansicht, die man als Mensch verteidigen kann, und ein Wunsch, der sittlich erlaubt ist.

Am Schluß seiner „Erinnerungen" wendet sich Loisy gegen einen fanatischen Vorkämpfer des Antiklerikalismus, der ihm den Vorwurf gemacht hatte, er richte sein Verhalten zu Christentum und Kirche nach taktischen Erwägungen ein. Es klingt fast wie ein Gegenstück zu des Apostels hohem Lied über die Liebe, wenn er schreibt:

Soll ich hinzufügen, daß ich jeglichen Haß für Fanatismus und jeglichen Fanatismus für eine Verirrung des Verstandes halte? Man könnte an schlagenden Beispielen zeigen, daß Haß und Fanatismus die Vernunft entgleisen machen. Dabei bringen antireligiöser und religiöser Fanatismus die gleichen Wirkungen hervor, und der eine ist nicht besser als der andere.[2]) Haß ist unfruchtbar, nur die Liebe trägt Früchte. Haß verwirrt den Verstand, macht das Herz eng und drückt das Gemüt nieder. Haß ist blind und brutal, blind unbewußt, bewußt brutal. Er ist der Feind der Wahrheit, der Vernunft, auf die Sie so pochen, der Wissenschaft, der zu dienen Sie sich schmeicheln. Der Haß hat die Urteilskraft Eurer Heiligen geschwächt und ihr Leben vergiftet. Der Glanz des Strahlenkranzes, den Ihr um ihre Häupter gewunden habt, beleuchtet finstere und klagende Gesichter, die solches Leuchten Lügen strafen. Wenn aber hier der Haß tragische Züge trägt, so wirkt er bei Euch nur lächerlich. Daß ich nicht hasse, hat es mir erlaubt, in meinem armseligen Herzen die kleine Flamme der Liebe und Hingebung zu nähren, mit der ich der Sache der Menschheit zu dienen suche. Daß ich nicht hasse, hat es mir erlaubt, mich durch widriges Mißgeschick nicht werfen zu lassen. Daß ich nicht hasse, hat mir die Kraft erhalten, zu lächeln. Daß ich nicht hasse, hat es mir, so glaube ich, erspart, daß mein Verstand an tyrannischer Willkür oder an einer fixen Idee gescheitert ist, und hat es mir ermöglicht, in meinen Schriften das richtige Maß und die notwendige Unparteilichkeit zu wahren. Das ist, Verehrter, das ganze Geheimnis meiner Taktik, ist das letzte Wort meines Ehrgeizes. Wenn Sie das nicht verstehen können, andere werden es verstehen.

Ich denke, Loisy hat Recht.

Gießen Gustav Krüger

[2]) Diese Worte erinnern mich an einen Ausspruch von Harnack, dessen Standort ich im Augenblick nicht anzugeben vermag: „Das ist die Wirkung des Dogmas von der Rückseite: es schädigt, wenn man es hat, und es schädigt, wenn man es gehabt hat. Diese Wirkung ist vielleicht die schlimmere."

Die Devaheim- und Zentralbankprozesse

1. Der Rahmen — 2. Tatsachen und Parallelen — 3. Die Personen — 4. Delikt und Strafe

Zwei Monate lang hat der Devaheimprozeß, in dem es keine Berufung gibt, und vier Tage die Berufungsverhandlung in Sachen der Evangelischen Zentralbank gedauert. Die beiden Verhandlungen wurden nebeneinander geführt und sind fast gleichzeitig zu Ende gegangen. In beiden Fällen wurden die Hauptangeklagten mit durchschnittlich zwei Jahren Gefängnis bestraft, und in beiden Fällen war der Strafgrund der gleiche: Betrug und Untreue an evangelisch-kirchlichen Gemeindegliedern. Für das Gericht sind beide Fälle erledigt. Zwar ist im Devaheimprozeß Revision angemeldet, aber sie wird schwer durchzusetzen sein. Ganz unabhängig davon aber, ob sie Erfolg hat oder nicht, wird sich die Oeffentlichkeit weiter mit der Sache befassen. Der „Freidenker" kündigt bereits eine Broschüre über den Devaheimprozeß an, und nach den bisherigen Kostproben in der kirchenfeindlichen Presse kann man sich einigermaßen vorstellen, was dabei herauskommen wird; aber auch ein Mitglied des Gläubigerausschusses, Berginspektor Kelling, veröffentlicht die Klagen seiner Leidensgenossen als Anklage wider die Kirche. Es ist also auch hier von kirchlichem und allgemein menschlichem Standpunkt noch allerhand zur Sache zu sagen.

1. Der Rahmen

Der Rahmen, in dem diese ganze traurige Angelegenheit erscheint, stammt aus der Sensationspresse. Die Oeffentlichkeit weiß heute nicht mehr anders, als daß es sich um ein Konglomerat von Betrügern handelt, die auf das Vertrauen zur Kirche spekuliert haben, und um beispiellose Skandale. „Die Weltbühne" schrieb noch am 31. Mai 1932, der Devaheimprozeß sei „schlimmer als alle bisherigen Skandalprozesse", und in den Blättern gleicher Gesinnung liest man nur von augenverdrehenden Pastoren und schlemmenden Generaldirektoren, von Ausbeutung und Betrug. Nichts von der Erkenntnis, daß an dem System die Personen scheitern mußten. Die Verteidiger haben darauf hingewiesen, daß man aus politischen Gründen ein Gegenstück zum Fall Sklarek künstlich geschaffen habe, und daran ist manches Wahre, auf alle Fälle aber hat die evangelische Abwehr völlig versagt, und auch die „bürgerliche" Presse hat keinen Versuch gemacht, in die tieferen Zusammenhänge einzudringen.

Unsere Presse hätte allen Grund, sich auf ihre besondere Verantwortung zu besinnen. Sie müßte zu solchen Verhandlungen ihre erfahrensten Leute entsenden, die ernsthaft mitarbeiten und die Wahrheit zu finden sich bemühen würden. Statt dessen saßen da Berichterstatter, die nicht mehr von den Dingen wußten, als sie hörten; und sie saßen nur da bei der ersten Vernehmung und bei der Anklagerede des Staatsanwaltes, und sobald sie genügend Material für die gerade fällige Nummer hatten, eilten sie davon. An den langwierigen Verhandlungen, die erst Klärung bringen sollten, hatten sie offenbar kein Interesse, nicht einmal an den doch sehr ernstzunehmenden und sachkundigen Plädoyers der Verteidiger; mitunter ließen sie einen Horchposten da, meist waren sämtliche für die Presse reservierten Plätze unbesetzt. Ueber solche Prozesse sollte bloß Bericht erstattet werden dürfen — und zwar nur in größeren Abschnitten — von Beobachtern, die den ganzen Verhandlungen beiwohnen, daneben aus anderen Quellen sich informieren und den Zusammenhang der Dinge zu erfassen imstande und beauftragt sind. So könnten Staatsanwalt, Richter, Verteidiger und Presse zusammenarbeiten, um der Gerechtigkeit zu dienen. Die Reform unserer Gerichts-Berichterstattung ist eine der dringlichsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens.

Wie wurde z. B. das Bild des Pfarrers Müller entstellt, der Vorsitzender des Aufsichtsrates der Mülheimer Baugenossenschaft und Mitglied des Aufsichtsrates der Devaheim war! Er war angeklagt wegen Untreue, weil er sich angeblich 4500 Mark für einen Badeaufenthalt in Heiligendamm hatte auszahlen lassen. In Wirklichkeit handelte es sich um einen Mann, der selbstlos und unter den größten Opfern sich seiner wohnungslosen Gemeindeglieder angenommen hatte und nur nicht rechtzeitig zurücktrat, als sein Werk ihm über den Kopf wuchs. Die Leidenschaft seiner Werbekraft und die Kindlichkeit seiner Frömmigkeit gehörte zu den Aktiven seiner Gesellschaft. Als das Bad Heiligendamm übernommen werden mußte — das System, das Geldbeschaffung um jeden Preis forderte, machte die Uebernahme von einem Geldgeber nötig —, reiste er dahin, um den Betrieb anzukurbeln, und führte von da aus

die Verhandlungen mit Interessenten aller Art. Dieser Aufenthalt bedeutete für ihn den Verzicht auf seine Ferien; darum nahm er seine Familie mit, unvorsichtigerweise aber ohne schriftliche Festlegung der Bedingungen. Er hat keine Rechnung erhalten und auch keine dagegen eingereicht. Als aber der Pächter des Bades keine Verlängerung seiner Pacht erreichte, berechnete dieser zur Rache dafür 15 Mark Pension für jeden Tag und jedes Familienmitglied, macht in vier Wochen bei sieben Personen rund 3000 Mark; dazu kam der Aufenthalt anderer Aufsichtsratsmitglieder in der gleichen geschäftlichen Angelegenheit. Das alles wurde bei der großzügigen Verrechnung in Berlin anerkannt und mit dem Gesamtbetrag auf den Namen Müllers gebucht, der als Abstinent und Vegetarier an die Tafel gewiß keine hohen Anforderungen stellt, auch niemals die Rechnung zu Gesicht bekam. Aber die Sensationspresse schwelgte nun in den „Tafelfreuden der Pastoren", und auch die ernste Presse ließ dem seit einem Jahre so schwer verdächtigten Manne keine genügende Rechtfertigung widerfahren. Hätte er sich wie so viele Spießbürger nur um sich und seinen Verdienst bekümmert, wäre er immer ein angesehener Mann geblieben.

Es sind zweifellos im Rahmen dieses Prozeßverfahrens Vergehungen aufgedeckt worden. In der Zentralbanksache sind auch die äußeren Vorgänge fast restlos geklärt worden, die inneren Beweggründe und Zusammenhänge schon weniger; in der Devaheimsache ist m. E. eine völlige Klärung in keiner Hinsicht erreicht. Weder der Staatsanwalt noch das Gericht sind trotz ihrer großen Aktenkenntnis zu einer richtigen Vorstellung gekommen, wie die Geschäfte abgewickelt wurden und wie die Verantwortung zu verteilen ist. Wie sich die zwei Laienrichter in dem Prozeß zurechtgefunden haben mögen, ist mir unklar. Das große Publikum kann sich aus den Berichten und Urteilen erst recht kein Bild der Dinge machen. Denn in den Devaheimprozeß hinein wurden Vorgänge aus dem C.A.[1]), der Hika[2]) und der Auslandsanleihe verwickelt, die an und für sich gar nichts mit der Devaheim zu tun haben, aber durch die Personalunion der Schuldigen mit ihr verbunden und in die Verurteilung mit hineingezogen sind. Alle vom Gericht aufgedeckten Tatsachen erklären den Zusammenbruch der Devaheim nicht.[3]) Auch wenn alles das, was das Gericht verurteilt hat, nicht vorgekommen wäre, wäre der Zusammenbruch nach Lage der Dinge doch erfolgt. Und andererseits hätte der Zusammenbruch auch trotz all dieser Vorkommnisse vermieden werden können und müssen.

2. Tatsachen und Parallelen

In der Zentralbank sind mindestens 8 Millionen unwiderruflich verloren. Davon sind für „evangelische Zwecke" etwa 4000—5000 Mark ausgegeben worden als Beihilfen für Ferienlager und -fahrten. Auch wenn alles, was noch an „Masse" vorhanden ist, günstig verwertet wird — und das ist nur bei langsamer Abwicklung möglich —, läßt sich wenig mehr als 1 Million für die Gläubiger retten. Und dabei sind schon 300 000 Mark aus Genossenschaftsanteilen bzw. Haftsummen mitgerechnet. Uns war es eine Ehrensache, einen zweiten Konkurs zu verhüten; darum bin ich in Hilfsausschuß, Aufsichtsrat und Gläubigerausschuß mithineingegangen und haben wir alles daran gesetzt, einen Liquidationszwangsvergleich durchzusetzen. Und das war in diesem Fall viel schwerer als im Falle Devaheim, weil sich die Interessen der Gläubiger und die der Genossen schroff entgegenstanden und ein für beide Teile erträglicher Ausgleich gesucht werden mußte. Er wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht die Kirchenbehörden auf Ersuchen des Kirchenbundesamtes bzw. des Vorsitzenden des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses hin sich bereit erklärt hätten, ihren Pfarrern die Beträge, für die sie aus dem Vergleich in Anspruch genommen werden, im Notfall vorzuschießen, und wenn andererseits nicht ein Notfonds geschaffen worden wäre, aus dem die Aermsten und Bedürftigsten unter den Geschädigten noch eine besondere Zuwendung erhalten sollen.

Die Verwirtschaftung der Gelder durch die Zentralbank ist aber doch nicht so sinnlos und verbrecherisch erfolgt, wie es scheinen könnte. Zunächst einmal erfolgte die Anlage in Industriewerten, weil sie nach den Erfahrungen der Inflationsjahre die sicherste schien. Diese Spekulation war falsch, und ob Spargelder in diese Spekulation hineingezogen werden dürfen, ist eine Frage für sich. Das Gericht hat sie verneint. Aber die Zentralbank wählte sich Industrien aus, mit deren Produktion sie die Anstalten der Inneren Mission zu beliefern gedachte (Lebensmittel, Gebrauchsporzellan, Druckereien, Jalousien, Fette, Oele u. dgl.). So hoffte man einerseits Kreditgeber dieser Anstalten zu werden und andererseits in ihnen einen sicheren Abnehmer und wachsenden Genossenkreis zu bekommen. Das war ein Weg zu dem Ziele, „das evangelische Zentralgeldinstitut des evangelischen Deutschlands" zu schaffen. Auch wenn kein Betrug und keine Untreue unterlaufen wäre, hätte dieser Plan an dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang scheitern müssen. Die deutschen Banken haben in dieser katastrophalen Entwicklung 1 Milliarde verloren, und manche unserer gesichertsten Wirtschaftsunternehmungen sind zusammengebrochen, haben ihr Kapital ganz oder größtenteils eingebüßt und mit ihren Gläubigern „Arrangements" treffen müssen. Wer Reserven hatte, konnte sich halten; wer rein „kaufmännisch" gewertet wurde, entging dem Strafrichter. Der Zusammenbruch der Zentralbank war Schuld und Schicksal. Gericht und Oeffentlichkeit haben ihn doch zu wenig im Rahmen dieser allgemeinen Wirtschaftskatastrophe gesehen.

Allerdings kam nun hinzu die widerrechtliche Verwertung der Depositen, die eine mildere Beurteilung erschwerte. Das Depotverbrechen zieht sich durch viele Jahre hin. Statt auf Einziehung der Geschäftsanteile und auch der Ausstände zu drängen, wählte man den bequemeren Weg der Hingabe anvertrauter Wertpapiere zur Erlangung von Krediten bei Großbanken. Bei der sinkenden Konjunktur verloren diese Sicherheiten an Wert, es mußten zur Auffüllung immer weitere Bestände angegriffen und, als nicht mehr Sicherheiten genug beschafft werden konnten, diese fremden Papiere verkauft werden. Dieses Verbrechen konnte nur durch ein anderes Verbrechen oder einen „glücklichen Griff", einen „schlauen Trick" oder ein günstiges Abkommen — hier geht die Beurteilung auseinander — wieder gutgemacht werden. Und dazu diente — vorbedacht oder nicht — das Abkommen mit dem C.A., die Uebernahme seiner Schuld und deren ratenweise Tilgung unter Einbehaltung des von der Reichsregierung vorgestreckten Kapitals.

Die Zentralbank wäre, wie sich nachträglich einwandfrei ergeben hat, unter keinen Umständen zu retten gewesen. Ganz anders liegt die Sache bei Devaheim und Deuzag. Die Presse weiß von 15 000 oder gar 20 000 Geschädigten und 15 oder 20 verlorenen bzw. veruntreuten Millionen Mark zu berichten. In Wirklichkeit sind von den 15 eingezahlten Millionen mindestens 12 Millionen entweder direkt oder über die Mülheimer Baugenossenschaft an Einzahler zurückgezahlt worden, und solange der Sparerkreis beisammenbleibt, sind diese 12 Millionen auch eine vollwertige Anlage. Wenn der Kreis sich auflöst oder aufgelöst wird, so wird dieser Wert problematisch. Aber das ist niemandes persönliche Schuld, sondern das liegt im Wesen der Bausparkassen; ihr Vermögen hat nur innergenossenschaftlich den vollen Wert. Von außen angesehen, sind alle Bausparkassen, die schon vor 1929 bestanden, bankrott, weil ihre alten Hypotheken minderwertig sind; und zwar minderwertig nicht nur durch den niedrigen Zinsfuß, sondern auch durch das Sinken der Grundstückspreise, infolgedessen die Hypotheken nicht mehr innerhalb der beleihungsfähigen Grenze liegen. Würden sie auf freiem Markte verkauft, so würde ihr Mindererlös alle Bausparkassen zum Konkurse zwingen. Als Devaheim und Deuzag den Konkurs anmeldeten, der sich leicht hätte vermeiden lassen, schätzte der Konkursverwalter, daß in der Masse 2—3% lägen, und ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land. Heute spricht er bereits von 25—30%, denn die mit niedrigen Zinsen ausgestatteten Hypotheken haben infolge des allgemein gesunkenen Zinssatzes einen höheren Marktwert erlangt, und viele Hypotheken lassen sich heute — zum Teil mit Hilfe von Unterstützungsaktionen des Staates oder Reiches — mit ungefähr dem halben Betrage zum Vorteil für alle Beteiligten ablösen. Insgesamt wird also an Devaheim und Deuzag weniger verloren als an der Zentralbank. Diese ganze Situation mit

[1]) Zentralausschuß der Inneren Mission.
[2]) Hilfskasse gemeinnütziger Wohlfahrtseinrichtungen.
[3]) Besonders sensationell wirkten z. B. die Berichte über die Autokosten Cremers, die für Anschaffung und Betrieb allein in den Jahren 1929 bis Mitte 1931 über 60 000 Mark betrugen und bei denen Ueber- und Doppelzahlungen vorzuliegen scheinen. Auch Cremers Anwalt hat zugegeben, daß Autofahren ein Steckenpferd seines Klienten gewesen sei. Aber von diesen 60 000 Mark stammt nichts aus der Devaheim- oder Deuzagkasse, sondern C.A. und Versicherungszentrale haben sich dahinein geteilt; von der letzteren standen allein jährlich 12 000 Mark Cremer für diesen Zweck zur Verfügung, und sie sagte auch nichts dagegen, wenn er ihr 15 000 oder 16 000 Mark berechnete.

der geringe Teil von der [illegible] Bausparkassen scheint mir das Gericht nicht genügend berücksichtigt zu haben.

In klarer Erkenntnis der nur in einer Genossenschaft selbst möglichen Realisierbarkeit des vollen inneren Wertes der Hypotheken hat der Gläubigerausschuß die Uebernahme der Devaheim- und Deuzagsparer in eine neue Bausparkasse erstrebt. Der Plan ist zunächst an Ungeschicklichkeiten und Formalien gescheitert, schließlich aber sind zwischen Gläubigerausschuß und Notgemeinschaft Meinungsverschiedenheiten entstanden, die jede einmütige Lösung in Frage gestellt und zu neuer Anrufung der Kirchenbehörden geführt haben. Die Zukunft liegt auch hier noch im Dunkeln.

3. Die Personen

Als verantwortlich für das Geschick der Zentralbank waren nur die Gebrüder Runck, für das der Devaheim und Deuzag nur Generaldirektor Jeppel und Pfarrer i. R. D. Cremer angeklagt. Auch in der Charakterisierung des Staatsanwaltes, die in alle Welt ging, sind das lauter bewußte Betrüger, Jeppel mehr von seinem Leichtsinn verführt, Cremer in eiskalter Habgier und Berechnung, Adolf Runck als gewissenloser Kaufmann und Friedrich Paul Runck als haltloser Schwächling. Für Cremer wurde es als besonders erschwerend angesehen, daß er die Kirche für seine Zwecke mißbraucht habe, und es war von den Leuten des Vorhofes die Rede, die widerrechtlich ins Heiligtum eingedrungen seien.

Diese Art der „Ehrenrettung" muß die „Kirche" ablehnen. Die Kirche hat gar keinen Grund, den kirchlichen Charakter des Devaheimunternehmens abzulehnen, denn die Absicht war gut, und es war wirklich „Kirche", was diese Absicht durchzuführen suchte, wenn sich auch die Kirchenbehörden nicht dabei beteiligten. Es geht ja auch nicht an — Generalsuperintendent Lohmann hat auf der 40. Jahresversammlung des Evangelisch-sozialen Preßverbandes für die Provinz Sachsen bereits darauf hingewiesen —, auch die Unternehmungen der freien kirchlichen Verbände immer wieder in Flugblättern, Statistiken und auf Synoden als „kirchliche" Arbeit zu buchen, sie aber im Falle des Zusammenbruchs zu verleugnen. Ich bin überzeugt, daß die Runcks und die Jeppels ebenso wie Cremer der Kirche dienen wollten. Die Einen kamen aus den Bibelkreisen, die Anderen aus den evangelischen Jünglingsvereinen und Gemeindekirchenräten, die Dritten aus den Frauenhilfen und kirchlichen Hilfsvereinen, und sie haben in Verbindung mit anderen Arbeitsorganisationen, lauter kirchlichen Freischaren und Vortrupps, und mit dem Zentralausschuß der Inneren Mission der evangelischen Kirche zusammen ein Werk unternommen, das über ihre wirtschaftliche und moralische Kraft ging. M. E. müßten auch der staatsanwaltschaftlichen Anklage Grenzen gesetzt werden, oder wir müssen eine andere Gerichtspraxis bekommen. Es geht nicht an, daß jeder Andere auch bei Wahrnehmung berechtigter Interessen und sachlicher Berechtigung wegen formaler Beleidigung zu schwerer Strafe verurteilt wird, wenn er auch nur einen Teil der Ausdrücke gebraucht, die der öffentliche Ankläger sich ungerügt erlauben darf.

Freilich haben die Angeklagten vor Gericht keinen guten Eindruck gemacht. Friedrich Paul Runck hat den völlig Teilnahmslosen gespielt, Adolf Runck im leichten Plauderton und mit freundlichem Lächeln sich verteidigt, als ob er Konversation mache, Cremer störrisch und verschlossen nur gesagt, was unbedingt gesagt werden mußte, während Jeppels flüssige längere Ausführungen den „Sachverständigen" als Jongleurkünste erschienen. Aber Adolf Runck hat immer so verhandelt; hinter seiner Rede war nie der starke Druck einer Ueberzeugung merkbar. Cremer war immer kurz, spöttisch und sarkastisch, wenn er auf fremde Meinungen stieß; seine Freunde haben seine Reserviertheit, die dem Fremden als Hochmut oder — so dem Gericht — als Verstocktheit erscheint, auf Menschenverachtung, d. h. Verachtung des ihm so vielfach entgegengetretenen Verächtlichen im Menschen zurückgeführt. Jeppels Zahlenmaterial ist tatsächlich die Basis seiner Arbeit gewesen, es ist keine Spiegelfechterei, sondern enthält Möglichkeiten, die er rascher sieht als viele Andere. Daß er diese Möglichkeiten als Sicherheiten nimmt, macht ihn so gefährlich, zumal er gern andere Wege geht als die zünftigen Fachleute und für das, was er als richtig ansieht, alles aufs Spiel setzt, sein Geld so gut wie fremdes.

Cremer hatte einen Namen zu verlieren, und seine Intelligenz ist allgemein anerkannt. Wie sollte ein solcher Mann am Ende seines Lebens sich in Unternehmungen einlassen, deren Zusammenbruch voraussichtlich [illegible] oder mit Bewußtsein strafbare Handlungen begehen, die spätestens bei einem Zusammenbruch offenbar werden müssen? Oder sollte er allein nicht gewußt haben, daß strafbare Handlungen den Zusammenbruch beschleunigen müssen? Hat er aber den Zusammenbruch nicht vorausgesehen, nicht gewollt und nicht beschleunigt, dann fehlt die Voraussetzung für die kriminelle Verurteilung. Die moralische Schuld wird damit nicht geringer. Sie liegt vor allem in seiner Herrschsucht. In allen Ausschüssen, in denen er saß, hat er eine Mehrheit sich gefügig gemacht durch Zuwendung aus geheimen Kassen oder durch Uebertragung von „Pöstchen", deren er immer einige zu vergeben hatte. So hat er selbst das Korrektiv ausgeschaltet, das im selbständigen und unbeeinflußten Urteil von Mitarbeitern liegt. Tatsächlich vermindert das die Schuld der Mitarbeiter nicht, und andererseits war er bei der Fülle seiner eigenen Aemter gar nicht imstande, sein ganzes Arbeitsgebiet zu übersehen. Er war nicht nur Aufsichtsratsvorsitzender in der Devaheim und deren Konzerngesellschaften, sondern hatte auch die wichtigsten Finanz- und Verwaltungsposten in der Hilfe, der Versicherungszentrale und der Auslandsanleihe im C.A. inne, war Vorsitzender des Reichsausschusses für Siedlungswesen, stellvertretender Vorsitzender der Evangelischen Frauenhilfen Deutschlands und des Evangelischen Kirchlichen Hilfsvereins, Aufsichtsratsmitglied im „Neuen Atlas", in der Hospizgesellschaft, im Verband gemeinnütziger Krankenanstalten, in der Oskar Schunk AG. usw. „Man" hat ihn damit belastet, sagt er heute, und das ist eine schwere Schuld derer, die dafür die Verantwortung tragen; aber in der Hauptsache hat er sich damit belastet und konnte nicht genug dieser „Last" kriegen. Seine Leute haben ihm alles zugetragen, und für die Ratschläge und Bitten, sich irgendwo zurückzuziehen, war er immer schwerhörig.

Oft muß sich Cremer allmächtig gefühlt haben, und im Geld konnte er förmlich wühlen. Wo in aller Welt gab es denn noch eine Stelle, an der jemand so unkontrolliert herrschen konnte und da über den Verlust von Millionen kaum ein Wort verloren wurde, wie in der Hilfe oder in dem unter Cremers entscheidender Mitwirkung umgebauten C.A., in dessen Finanzverwaltung noch allen „jungen Aufgaben wie Ordnung und Ueberblick zuerst verzichtet" wo konnte man so leicht wie hier, wo man unter lauter Freunden war und überall mit denselben Personen zu tun hatte, ohne alle bürokratische Schwierigkeiten Tätigkeiten und Vermögenswerte austauschen! Dieser „Dämonie" unterlag Cremer. Er stellte Direktoren an mit 30 000 Mark Jahresgehalt und übernahm 140 000 Mark persönlicher Schulden eines Direktors auf die ihm unterstehenden Kassen; er bewilligte einem jungen Regierungsrat, der sich erst in seine Arbeit einleben mußte, 12 000 Mark Anfangsgehalt, ohne daß sich eine Stimme dagegen erhob; einer seiner Untergebenen bezahlte einem Hilfsarbeiter, der vorher bei einer Bank [illegible] Mark Jahresgehalt gehabt hatte, bei der Auslandsanleihe des C.A. 5 Mark für die Stunde, also 40 bis 50 Mark täglich und rund 1200 Mark monatlich. Wie konnte Cremer da annehmen, daß man ihm seine Autokosten verrechnen oder seine 22 000 Mark Jahreseinkommen neiden werde! Als Zeugen traten ihn Standen die Leute vor Gericht, die er erst zu etwas gemacht hatte, die sich in ihrer Arbeit weder durch besondere Intelligenz noch durch erkennbare Ueberzeugungstreue ausgezeichnet hatten. Da kann man auch Menschenverächter werden.

Viele Tausende hat Cremer verteilt, ohne daß er nachweisen kann, wer sie erhalten hat. Dabei kommt es ganz auf die Beurteilung der Stellung an, die Cremer eingenommen hat und die andere Arbeiter der Inneren Mission an direktorialen Stellen einnehmen. Als „gewöhnlicher" Pfarrer fühlen sie sich sicher nicht; darum war die mehrfache Verwunderung des Gerichtes über hohe Gehälter oder Aufwandsentschädigungen nur mit Einschränkung berechtigt. Cremer hat doch schon als Geschäftsführer der Frauenhilfe ein weit höheres Gehalt bezogen als ein Normalpfarrer. Und als er sein Jubiläum feierte, beteiligten sich daran die Staats- und Kirchenbehörden, wie sie das sonst höchstens bei einem Generalsuperintendenten tun. Er behauptete, in der Kirche sei es überall so, daß jedem Machthaber in ihr diskretionäre Mittel für Unterstützungen zur Verfügung ständen, und so habe er sich in seiner Stellung einen Dispositionsfonds schaffen müssen. Ich weiß zwar nichts von unkontrollierten Dispositionsfonds und habe auch in allen Provinzial- und Landessynoden, in denen ich saß, immer auf die Offenlegung aller Fonds vor der geordneten Vertretung gedrängt, aber der Vorsitzende des Gerichtes bestätigte sofort die Tatsache", daß es „überall solche schwarzen Fonds" gäbe.

Wenn dem aber so ist, fällt ein Teil der Schuld Cremers dahin. Außerdem: seine Tätigkeit kann auch noch mit ganz anderen Maßstäben gemessen werden. Er war vielfacher Direktor und Aufsichtsrat. Welche Summen in dieser Tätigkeit „entnommen" oder bezahlt werden, davon macht man sich kaum einen rechten Begriff. Und je mehr einer bekommt, um so mehr wird er geehrt. Wenn jemand Museen oder Sammlungen verwaltet und dabei (denn wie will er die auf Eigenkäufe verwendete Zeit von seiner amtlichen Tätigkeit trennen?) für sich selbst Reichtümer erworben hat, so gilt er als ein Genie. Wenn ein Notar, ein Gutachter, ein Schiedsrichter für einen Akt, der ihn einige Stunden in Anspruch nimmt, Zehntausende oder gar Hunderttausende vereinnahmt, so darf man darüber kaum reden. Jede Anwesenheit eines Notars in den Generalversammlungen zur Sanierung der verschuldeten Aktiengesellschaften des Konzerns der Evangelischen Zentralbank kostet ein paar tausend Mark kraft Gesetzes, und der Vertrauensmann bei einem Zwangsvergleich ebenso wie der Konkursverwalter bekommt hohe Summen ohne Rücksicht auf den Erfolg seiner Tätigkeit und ohne Anrechnung seiner Beamtenpension. Muß nun ein Pastor, auch ein Pastor i. R. oder a. D. immer im Ehrenamte tätig sein? Cremer hat sicher so viel gearbeitet wie ein Bankdirektor oder der Syndikus eines Trusts und Einrichtungen wie die bis jetzt gutgehende Sterbevorsorge selbst geschaffen, und wenn er als Jurist oder Volkswirtschaftler oder Kaufmann etikettiert gewesen wäre, so hätte es ihm niemand übel genommen, wenn er für die gleiche Tätigkeit 50 000 oder selbst 100 000 Mark an Gehalt und Tantiemen im Jahr bezogen hätte. Es kann also nur die Form und die Art seiner Tätigkeit sein, die ihn hat schuldig werden lassen. Er hätte nicht versteckte Vorteile sich sichern dürfen, die er nun zum Teil bestreitet, sondern offen eine entsprechende Vergütung fordern müssen, was ihm wohl einigen Nimbus genommen hätte, aber nicht seine Ehre.

Natürlich ist es ein Unterschied, ob ich eine Sache als Wirtschafts- oder als Wohlfahrtsunternehmen betreibe. Ein Unterschied für mich, nicht für den Dritten. Darum ein ethischer Unterschied. Darum aber auch als kriminelle Schuld nicht faßbar. Es ist eine moralische Schuld, daß man, vom Zeitgeist oder Zeitteufel verführt, die Fürsorge für die Wohnungslosen und für die Wohlfahrtsanstalten zu einer geschäftlichen Angelegenheit gemacht hat. Und das ist Schuld ebensosehr des C.A. wie Cremers. Und wenn man das versteckt statt offen tut, ist die Schuld um so größer.

Etwas anders liegt die Sache bei den Jeppels und Runcks. Sie sind noch jung und wollten sich erst eine Position im öffentlichen Leben schaffen. Sollten sie so dumm gewesen sein, zu glauben, daß Selbstbereicherung und Schiebung unbemerkt und ungestraft bleiben würden, wenn ein Konkurs sie vor den Richter brächte? Im Gegenteil: je selbstsüchtiger ihre Motive gewesen wären, um so gewisser müßten sie gewesen sein, daß sie in gesicherten Unternehmungen verborgen seien. Ihr Ziel, es zu etwas zu bringen, konnten sie ja auch nur durch den Erfolg in ihren derzeitigen Unternehmungen erreichen. Sie haben also sicher gedacht, es müsse ihnen „glücken".

Diese Spekulation auf das Glück ist ihre Schuld, weil sie eben nicht geglückt ist; und die Schuld ist nun— nach dem Mißglücken — um so größer, weil die Spekulation zum Teil mit Spargroschen und außerdem ohne Wissen und Willen der Geldgeber unternommen wurde. Die Runcks haben an der Börse spekuliert; Jeppel (und Cremer) in Grundstücken und Industriebeteiligungen; und um das unauffällig tun zu können, haben die Einen sich die Verkehrsbank, die Anderen die Heimstättenbank sich angegliedert. Aber das ging zunächst gut und schien im Interesse des Ganzen zu liegen; möglich, aber nicht nachzuweisen ist, daß die Väter dieses Gedankens sich auch persönliche Vorteile damit verschaffen wollten. Die einzige Sicherung der Sparer lag für die Devaheim beim C. A., der allein alle Zuteilungen zu kontrollieren hatte und durch seine Mehrheit in der Gesellschafterversammlung den Aufsichtsrat jederzeit abberufen konnte, für die Zentralbank beim zweiten Vorstandsmitglied, der ein Direktor des C. A. war, und beim Aufsichtsrat, in dem zwei Drittel Pfarrer waren. Auch in den Terraingesellschaften, die das Rückgrat für die spekulativen Geschäfte im Zentralbankkonzern waren, saß ein Pfarrer als Mitdirektor und einer als Aufsichtsratsvorsitzender. Da von allen diesen Stellen niemals eine Beanstandung auch nur des Charakters der Geschäfte erfolgte, konnten auch Jeppel und Runck annehmen, daß ihre gute Absicht unbestreitbar sei.

Adolf Runck und Wilhelm Jeppel waren zudem überbeschäftigt (auch hier wieder die Aemterhäufung!) und so umworben, daß sie in ihrem gesteigerten Selbstbewußtsein für die Gefahren ihrer Handlungsweise blind bleiben konnten. „Wir werden die Sache schon machen": das werden sie sich zur Beruhigung oft gesagt haben. Man muß einmal Jeppel gesehen haben, wie er zwischen Berlin und Mülheim hin und her pendelte, wie er von Büro zu Büro eilte, wie überall Leute auf ihn warteten, wie er aus dem Handgelenk Entscheidungen treffen mußte und wie er sich mit flüchtigen Notizen behalf, deren ordnungsmäßige Buchung einfach unmöglich war. Dazu muß man bedenken, daß die Bausparkassen in Deutschland etwas ganz Neues waren. Es mußte überall experimentiert werden; starre Richtlinien konnten gar nicht eingehalten werden.

Freilich, es mußte einmal der Moment kommen, wo man erkennen mußte, daß man sich verrechnet hatte, und wo man seine Schuld offen eingestehen mußte. Jeppel half sich damit, daß er mit großen Beträgen sein persönliches Konto belasten ließ in der Hoffnung, sie durch sein hohes Einkommen abdecken zu können, Runck glaubte sich mit der Verpfändung von Depositen helfen zu können, die er später wieder auslösen wollte. Schließlich hat er die Zahlungen des Reiches auf Konto C. A. zu diesem Zwecke benützt. Ich glaube nach wie vor nicht, daß dieser „Betrug" von ihm beabsichtigt war, denn er hat ja die Schuld des C. A. übernommen, ehe er irgendwelche Sicherheit dafür hatte, daß diese Schuld vom Reiche gedeckt würde, dann aber die „Gelegenheit" skrupellos ausgenützt. Doch hat auch ein Mitglied des Elferausschusses in einer Pfarrerversammlung gesagt, nach seiner Meinung sei die Mitsanierung der Zentralbank beabsichtigt gewesen. Die Vertreter der Reichsbehörden haben ein — sicher unbewußtes — Interesse daran, sich auf den Vorwurf dieses Betrugs zu versteifen, da andernfalls sie den Vorwurf hinnehmen müßten, nicht genau genug die Unterlagen der Kreditbergabe geprüft zu haben. Für Jeppel aber wäre es eine große Entlastung, wenn der Staatsanwalt recht hätte mit seiner Behauptung, daß die Devaheim schon bei ihrer Gründung, jedenfalls aber vor Eintritt Jeppels bankrott gewesen sei; denn dann wären ja alle seine Schiebungs- und Balancierungskünste im Interesse der Aufrechterhaltung des Unternehmens nötig gewesen. Allerdings zu rechtfertigen immer nur von dem Standpunkt aus, daß er geglaubt hat, der Schwierigkeit Herr werden zu können. Es war so vieles im Bilde der Angeklagten, was der Staatsanwalt nach den Reden der Verteidiger noch hätte ausmalen oder korrigieren müssen. Aber die Verteidiger Cremers haben den Fehler begangen, die Glaubwürdigkeit Jeppels anzufechten, weil ihr Mandant in einem Punkte durch ihn belastet war. Die Gegenpartei bezahlte mit gleicher Münze, und der Staatsanwalt schenkte sich die Replik mit der Begründung, daß er nach dieser gegenseitigen Charakterisierung sich nicht mehr zu bemühen brauche. So blieb vieles Persönliche (und Sachliche) in schroff gegensätzlicher Betrachtung bestehen, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, die Gegensätze zu überbrücken.

4. Delikt und Strafe

Die unbestreitbarsten Delikte bei der Devaheim sind: Verwendung von Spargeldern als Schweigegelder, zu selbständiger Siedlung und zum Hauskauf, vorzeitige Zuteilungen, termingebundene Zusagen und Zuteilung auf fingierte Einzahlungen. Aber auch in all diesen Fällen kann es zweifelhaft sein, ob dadurch mehr als eine zivilrechtliche Haftung begründet ist. Es sind falsche Maßnahmen, aber möglicherweise subjektiv als notwendig zu begründen. Es kann nützliche Geschäftsreklame sein, einen Kunden vorzugsweise zu bedienen. So hielt es Jeppel für notwendig, bestimmten Kreisen die Leistungsfähigkeit seines Instituts augenfällig zu demonstrieren, um deren Werbung sich zu sichern. War die Bevorzugung unrecht, so war sie für ihre Nutznießer ebenso unrecht; denn sie kannten die Satzung ebensogut wie Jeppel. Dazu aber gehörten gerade Kreise der Inneren Mission. Auf alle Fälle aber war das ihnen gegebene Geld nicht verloren, und, rein rechtlich betrachtet, ist die Gesamtheit der Sparer dadurch nicht geschädigt; die Einzelsparer aber, die dadurch geschädigt sein können, hat niemand versucht nachzuweisen. Die Satzung ist auch so abgefaßt, und auf ihre Auslegung und Abänderung waren zudem — leider — die einzelnen Sparer (sogar auch die Gesamtheit der Sparer!) so einflußlos, daß ein solcher Nachweis schwer zu erbringen wäre. Die Schweigegelder vollends, die besonders zu behandeln sind, wollte ja Jeppel aus eigenen Einnahmen abzahlen; er verpfändete dafür auch seinen Besitz.

Sein Kredit und seine Sicherheiten waren aber von Leuten mitzubemessen, die nicht angeklagt waren. An die Wechselfälschung Jeppels glaube ich nicht.

Mit vollem Recht hat sich Jeppel beklagt, daß er allein (mit Cremer) haftbar gemacht werde, während doch zwölf Direktoren vorhanden gewesen seien. Hätte einer der Direktoren einem Aufsichtsrat seine Einwände dargetan oder unter Protest sein Amt niedergelegt oder auch nur meine Beanstandungen unterstützt, so wäre rechtzeitig eingegriffen worden. Das waren doch keine Strohmänner, sie waren alle gut bezahlt und hatten alle eine selbständige Verantwortung. Jeppel sollte als Generaldirektor sozusagen nur „über dem Ganzen schweben", Anregungen geben, disponieren und — durch die genauere Kenntnis der Spezial-Direktoren — im Einzelfall korrigiert werden. Der Staatsanwalt hat gesagt, der angerichtete Schaden könne nicht wieder gutgemacht werden, aber das „gesunde" Rechtsgefühl verlange Vergeltung, damit die Armen sehen, daß sie geschützt werden. Dann müssen aber noch viele Mitschuldige angeklagt werden.

Die kriminelle Schuld der Angeklagten sollte vor Gericht durch Sachverständige nachgewiesen werden. Das ist das trübste Kapitel der ganzen Geschichte. Sachverständige haben von Anfang bis zum Ende unter ungeheuren Kosten die Zentralbank wie die Devaheim geprüft und immer unfadelig gefunden. Als im Jahre 1928 in der „Frankfurter Zeitung" Angriffe auf die Zentralbank erschienen, wurde eine außerordentliche Revision veranstaltet, von deren Ergebnis sich auch der Vorsitzende des zuständigen (offiziellen) Revisionsverbandes „voll befriedigt" erklärte. In der ersten Hälfte des Jahres 1930 fand eine monatelange Revision der Devaheim durch eine Treuhandgesellschaft statt, der auch die Aufstellung der Jahresrechnung und Bilanz völlig überlassen wurde. Und gerade diese Jahresrechnung und Bilanz enthalten Verschleierungen. Bei der Zentralbank wird eine Fälschung und Verschleierung der Bilanz für 1930 angenommen, die mit einem großen Werbeschreiben für die „evangelische Sache" Mitte 1931 verschickt wurde; aber die Beteiligung derRuncks daran ist nicht geklärt; als Verfasser des Rundschreibens und Verwerter der damals noch nicht genehmigten und erst Ende 1931 in veränderter Form genehmigten Bilanz bekennt sich der Syndikus der Zentralbank, der aber gar nicht angeklagt ist. (Es bleibt aber eine von dem zuständigen Revisor ebenfalls nicht bemerkte Verschleierung von Aufträgen, die infolge von „Fehlleitung" der Aktivbestände nicht ausgeführt werden konnten, und die Depotunterschlagung, von der Adolf Runck nichts gewußt zu haben behauptet.) Für den Devaheimkonzern hat der eine Sachverständige monatelang die Ueberschuldung der Baugenossenschaft und einen darauf gegründeten Betrug bei den Bilanzen der Konzerngesellschaften behauptet, bis zuletzt ein zweiter Sachverständiger kam und bewies, daß gar keine Ueberschuldung für 1929 im Sinne des Gesetzes vorlag. Auch über die ganze Frage, wenn überhaupt eine Ueberschuldung vorliegt, konnte keine Einigung erzielt werden. Wenn nur die effektiven Schulden und Guthaben berücksichtigt werden, ist dieser Moment natürlich ein ganz anderer, als wenn auch die „potentielle Rüstung", d. h. die Werbekraft einer Gesellschaft in Betracht gezogen wird und die Werbekosten aktiviert werden dürfen. Jede neue Gesellschaft z. B., die über die Hälfte ihres Kapitals für Reklame und Einrichtung ausgibt, ist in dem Augenblick bankrott, wo diese Tatsache vorliegt; aber wenn ihre Werbung sich rentiert und Geschäfte hereinbringt, ist sie wieder flott. Wer da mitten drinsteht, trägt seine Haut zu Markt. Wenn die Sache aber gut abläuft, kräht kein Hahn danach.

Ich wiederhole also auch hier: Die kriminelle Verschuldung scheint mir für eine rückblickende oder für eine dynamische statt einer nur statischen Betrachtung in den meisten Punkten sehr anfechtbar. Zweifelsfrei aber ist die moralische Verschuldung. Wenn z. B. Pfarrer Thiel für seinen Freund Cremer und dann dieser für seinen Freund Thiel eine Beihilfe zu Kurkosten von je 3000 Mark von Jeppel erbitten und erhalten, ohne sich Kopfzerbrechens darüber zu machen, woher er das Geld nehmen sollte und nahm, oder wenn sie glauben, daß für Jeppels „Reichtum und Wohltätigkeitssinn" diese Summen gering seien, so ist das unverständlich. Sie brauchten ja nur das ihnen zugängliche Debetsaldo Jeppels anzusehen, und außerdem: Jeppel war doch Angestellter des Konzerns, dessen Kontrolle ihnen übertragen war, also in weiterem Sinne auch ihr Angestellter. (Cremer will sogar noch weitere 20 000 Mark von Jeppel geliehen haben, während dieser behauptet, es seien das Provisionen gewesen, die Cremer verlangt habe.) Allerdings sind auch diese Beträge nach dem Zusammenbruch von der Versicherungszentrale zurückbezahlt worden, so daß tatsächlich hier niemand geschädigt ist. Oder: die Angeklagten wie andere Mitglieder des Aufsichtsrates haben Bauspar- und Kapitalbildungsverträge für sich persönlich abgeschlossen; da lag die Gefahr der Begünstigung so nahe. Mußte das nicht aus moralischen Gründen unterlassen werden, selbst wenn es strafrechtlich nicht zu fassen wäre? Es wurden sogar unter Decknamen Verträge (analog den „Patenverträgen") abgeschlossen, für deren Erfüllung man sich persönlich einsetzte. Oder: 1926 schüttete die Hika einen vermeintlichen Gewinn von 250 000 Mark aus; davon kamen 100 000 Mark auf den C.A. Cremer ließ aber nur 50 000 Mark an den C.A. direkt gehen, 20 000 Mark an die Wirtschaftsabteilung, Separatkonto, 10 000 Mark auf Geheimkonto Siedlung, 6200 Mark an P. Thiel (teils für Umzugsvergütung, teils für Verbandseinrichtungen, wie dieser angibt) und 4800 Mark an sich selbst. Ueber die 20 000 + 10 000 Mark und über weitere 180 000 Mark, die Cremer von den dem C.A. über die Hika zugeflossenen Geldern als Spezialkonti ohne Kenntnisgabe an den C.A. „abgezweigt" hatte (das merkte gar niemand, daß die 180 000 Mark fehlten!) und über das Geheimkonto Siedlung verfügte er selbst. Die Zinsen gab er als Unterstützungen an seine Mitarbeiter. Einem der Direktoren des C.A., der von diesem Geheimfonds „nichts wußte", wurde nachgewiesen, daß er selbst innerhalb von 2½ Jahren 4300 Mark Unterstützungen daraus erhalten hatte (andere Beamte und Mitglieder des C.A. haben in gleicher Zeit „nur" 2500, 1500 und 1100 Mark erhalten). Als nach Jahren die Existenz dieser Fonds allgemein bekannt und die Unterstützungsverteilung beanstandet und untersucht wurde, wurde Cremer die Alleinverfügung über die Zinsen abgenommen, die nach wie vor zu Beihilfen verwendet wurden, aber für die Vergebung und Belegung der Kapitalien blieb er allein zuständig. Und ebenso blieb er der Vertreter des C.A. im Devaheimkonzern, wo er doch 1930 neu gewählt werden mußte, in der Versicherungszentrale, der Sterbevorsorge (oder „Vorsorge", wie sie heute heißt) und in allen anderen Wirtschaftsbetrieben. Und niemand regte sich beizeiten darüber auf, so daß das Gericht erst prüfen muß, ob hier eine nur moralisch verwerfliche oder auch juristisch faßbare Untreue vorliegt. Gleichzeitig mit der Aufrollung der Frage dieser Geheimkontos stellte sich heraus, daß der C.A. von dem Defizit der Hika 1,8 Millionen zu tragen hatte, die Cremers Domäne war. Entsetzen hätte damals alle Kreise der Inneren Mission erfassen, eine Reform an Haupt und Gliedern eingeleitet werden müssen, aber man suchte die Sache totzuschweigen und überließ die Führung Cremer nach wie vor. Hier setzten dann die Erpresser ein, die Schweigegelder auf Schweigegelder erzwangen. Ein letzter Fall: Claussen läßt bei der Verwaltung der Auslandsanleihe des C.A. 36 000 Mark, die er für eigene Zwecke verwendet hat, als Notariatskosten buchen, obwohl alle Geldnehmer ihre Notariatskosten selbst bezahlen müssen. Und niemand merkt's oder sagt etwas, so daß dieser smarte Geschäftsmann, der gestern mit Gewehren nach der Tschechoslowakei und heute mit Auslandsanleihen handelte und seit 12 Jahren in wilder Ehe lebt, noch 70 000 Mark „Abfindung" erhalten konnte zur Gründung einer Baustoff-Fabrik.

Genug. Ich weise zurück auf meine Aufsätze über „Irrwege der Inneren Mission", um wiederum zu betonen: es handelt sich weniger um kriminelle Vergehungen Einzelner als um ein System, in dem der Einzelne zugrunde gehen mußte, ein System von Unzulänglichkeiten und Vertrauensseligkeiten, von Vielgeschäftigkeit und Aemterhäufung, von Verweltlichung und von übertriebenem Selbstgefühl. Eine gerichtliche Verurteilung ändert daran nichts, es sind aber andere umgestaltende Kräfte bereits tätig. Die gerichtliche Verurteilung Einzelner legt aber die Frage nahe, ob unsere Strafordnung nicht einer gründlichen Aenderung bedarf. Was ist den Geschädigten damit geholfen, daß die Schuldigen ins Gefängnis geworfen und zu Geldstrafen verurteilt werden, die sie voraussichtlich gar nicht bezahlen können? Jeppel hat vor Gericht gesagt, er würde gerne arbeiten, bis er alles ersetzt habe, was durch seine Schuld verlorengegangen ist. Die anderen Verurteilten werden das gleiche Bedürfnis haben. Wenn irgend jemand, so könnten er, Cremer und Adolf Runck wieder in Ordnung bringen, was noch in Ordnung gebracht werden kann. Sie müßten verpflichtet werden, ohne Verfügungsgewalt über Gelder Aufräumungsarbeit zu leisten gegen Gewährung des Existenzminimums (das sie auch im Gefängnis haben), zehn Jahre lang und mehr, bis auch der letzte Rest böser Erinnerungen getilgt ist. Das

wäre für sie und für uns ein befreiendes Gefühl, und es könnten so allein Hunderttausende an Abwicklungs- und Konkurskosten eingespart, also für die Gläubiger wiedergewonnen werden.

Berlin-Tegel August Schowalter

Der Jud ist schuld . . .?

1. Ein keckes Buch

Keck — vorerst um seines Titels willen. Er deckt sich genau mit unsrer Ueberschrift. Sodann — vom schroffsten Antisemiten bis zum energischsten Juden sind die Mitarbeiter darin versammelt. Weiter — Jedermann ist aufgefordert, dem Verlag seine Meinung zur Sache mitzuteilen; übersteigt seine Aeußerung nicht fünf Druckseiten, und wird sie von einem Richterkollegium dessen wert erachtet, so findet sie Aufnahme in einem Nachtragsband. Viertens — von den dafür ausgewählten Beiträgen werden sieben noch durch Ehrenhonorare von 500, 200, 100 und viermal 50 Mark belohnt. Fünftens — jeder Käufer des vorliegenden Bandes erhält, wenn er einen dafür beigefügten Zettel ausfüllt, den Nachtragsband unentgeltlich geliefert.

Das Buch führt den Untertitel: „Diskussionsbuch über die Judenfrage." Es ist erschienen im Zinnen-Verlag, Basel-Berlin-Leipzig-Wien. Geschäftsstelle Wien 1, Wildpretmarkt 1. Umfang 416 Seiten. Satz und Ausstattung vorzüglich. Preis 6,50 M. Herausgeber ist nicht genannt.

Ein keckes Buch. Ein gewagtes Buch. Aber ein ernsthaftes, dankenswertes Buch. Man liest es ohne Ermüden, mit immer neuer Spannung. Nicht, weil der Gegenstand aktuell ist. Es erscheinen ja über ihn so viele Bücher, Schriften und Artikel, daß man den Gegenstand eher flieht. Sondern weil man hier die Menge der Ansichten in ihrer glänzenden Mannigfaltigkeit auf engstem Raum glücklich beisammen hat. Es gleicht da wirklich kein Ei dem andern. Das will bei 39 Mitarbeitern immerhin etwas sagen.

Die Anordnung ist so, daß erst 14 Anti aufmarschieren. Hernach 9 „Für und Wider". Sodann 16 Pro. Aber wie dort die Anti, so hier die Pro von ganz verschiedenem Standpunkt aus. Für den, der wie unsereiner eben nun die verschiedenen Standpunkte überschauen will, ein überaus willkommener Dienst. Das interessanteste Dokument ist vielleicht das einzig offizielle: die Aeußerung des „Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands" über „Kommunismus und Judenfrage" S. 272—286. Alles Uebrige Voten von Männern, die jeder in seiner Weise berufen sind und fast ausnahmslos eine gute Feder führen. Keine Frau! Auch sonst erhebliche Lücken. Davon später.

Ich denke nicht daran, aus dem Sammelwerk einen Auszug zu geben. Aller Reiz würde schwinden und der Ernst auch nicht zu seinem Rechte kommen. Genug: es ist eine ganze Skala von Reventlow bis Theodor Lessing. Des Zionismus nur will ich besonders gedenken. Er wird — von Juden — ebenso schroff abgelehnt wie begeistert verkündigt. Man hat dazwischen den Eindruck, als liefe es auf seine Empfehlung hinaus. Aber es bleibt bei der Objektivität, die das Urteil freiläßt. Und man lernt überall.

Das Buch zwingt zur Stellungnahme. Jeden Einzelnen. In die große Verworrenheit der öffentlichen Strömungen muß eben jeder Einzelne seine Haltung hineinwerfen, damit es einen Halt und eine heilsame Scheidung gibt.

2. Wie ich den Juden erfuhr

Wenn man all diese überzeugten Reden vernommen hat, wird man sich fragen müssen: Ja was weißt denn du eigentlich von den Juden? Was hast denn du von ihnen erlebt und erfahren? Indem ich mir darüber Rechenschaft gebe und meine Aussage darüber mache, liefre ich meinen Beitrag zur Diskussion.

Ritter von Schaukal ist „unter Juden aufgewachsen". Ich habe weder in meinem Heimatdorfe, noch auf meinem Gymnasium, noch während meiner Universitätszeit einen Juden gesehen, geschweige erlebt. Natürlich, da ich in Leipzig studierte, habe ich die Ostjuden auf dem Brühl gesehen; aber ganz nur von ferne. Und Franz Delitzsch auf dem Katheder; aber er sagte mir nichts. Als Kandidat und Hauslehrer hatte ich zur Prinzipalin eine Frau aus edlem Prager jüdischen Geschlecht, eine Frau von seltener Geistes- und Herzensbildung. Damals — Ende der siebziger Jahre — bewegte plötzlich die Judenfrage das öffentliche Interesse. Ich las die Schriften von Heinrich Marr und erlebte das Auftreten Stöckers. Merkwürdig, wie unvollkommen in unserem Buche die Erinnerung an jene Zeit ist. Reventlow läßt Stöcker „in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einer Reichstagsrede den Juden sein Etwas mehr Bescheidenheit! zurufen". Jedes Wort ein Irrtum. 1880 hielt Stöcker in seiner „Christlich-sozialen Arbeiterpartei" die zwei berühmten Reden über „Das moderne Judentum in Deutschland, besonders in Berlin". (Berlin, Wiegandt und Grieben 1880.) Das Heft ist mit anderer antisemitischer Literatur von damals bei mir noch wohl aufbewahrt.[1]) In der Tat zunächst nur eine literarische Bekanntschaft.[2]) Aber als ich nach Absolvierung sämtlicher Examina in Berlin mein Jahr abdiente, hatte ich Gelegenheit, die Stöcker, Liebermann von Sonnenberg, Paul Foerster und andre Antisemiten in großen Volksversammlungen zu hören, auch Gegenredner wie Michael Baumgarten von Rostock. Und nicht nur dies: ich durfte auch in beiden Lagern verkehren, bei den Hofpredigern und bei den Führern des Unionsvereins (Protestantenvereins). Ich hatte einen großen Durst, Alle und Alles kennen zu lernen und offenbar eine große Verdauungsfähigkeit. Dafür aber verdanke ich auch jenem Berliner Jahr viel.

Als ich dann Pfarrer war: in meinem Dorfe und weithin kein Jude. Da bekamen wir einen jüdischen Arzt. Zum erstenmal ging mir die Judensache an Herz und Nieren. Er war ein feiner Kopf, philosophisch wohlgeschult, Anhänger von Friedrich Albert Lange und Hermann Cohen, ein edler Skeptiker; er hatte auf Schule und Universität als Jude viel Widerwärtiges erfahren. Bei uns geschah ihm nichts. Und er ist dann seinen guten Weg gegangen. Aber auf ihn trifft zu, was S. 321 f. vom jüdischen Kinde geschrieben steht.

Als christlicher Pfarrer hat man gegenüber dem Problem eine überaus bevorzugte Stellung. Man muß sie nur begreifen. Es sind zunächst gar keine — persönlichen, beruflichen — Reibungsflächen da.[3]) Frankfurt a. M. galt als Judenstadt; man brauchte nur ihren Namen zu nennen, so bekam man den Witz zu hören: „Was ist der zehnte Mann auf der Zeil?" Erwartete Antwort: „ein Jud". Richtige Antwort: „ein Christ". In Wirklichkeit schneidet das Frankfurter Judentum sehr gut ab. Auch bei dem evangelischen Pfarrer. Denn wenn es irgend Erhebliches an Wohltun zu leisten galt, war auch er auf die Juden angewiesen. Es gab natürlich wohltätige Christen, aber sie bevorzugten engere Zwecke und Kreise. Für großzügige Hilfen

[1]) Auch ein anderer Mitarbeiter des Sammelwerks läßt Ahlwardt und Stöcker (in dieser Reihenfolge!) am Anfang der neunziger Jahre die Menschen bewegen. Und die Redaktion eines solchen Werkes verbessert das nicht. Ist Stöcker nur mehr ein Name, ein Popanz für die Juden von heute? Studiert man jene Phase der Bewegung nicht? Auf dem Abwehrtage in Dresden am 23. Juni 1932 erzählt einer unsrer besten Historiker: Stöcker habe im Jahre 1880 „ein Buch über das Judentum und das deutsche Volk geschrieben, worin das neue Programm bereits vollkommen vorhanden ist". Ein solches Buch existiert nicht. Dabei existiert eine ausgezeichnet objektive historische Arbeit über Stöcker von Walter Frank: „Hofprediger Stöcker und die christlich-soziale Bewegung." Berlin, Hobbing 1928. (Vgl. CW 1929, 6, 299 f.) Stöckers Auftreten gegen die Juden war in erster Linie kirchlich motiviert, war eine Reaktion dagegen, wie die „jüdische" Presse damals christlich-kirchliche Dinge behandelte.

[2]) Literarisch war ich gegen das antisemitische Schrifttum dadurch gefeit, daß ich als Gymnasiast meinen Lessing gelesen hatte. Später wurde mir Schleiermacher Anlaß, mich um die Geschichte der Emanzipation zu kümmern. Wer seine 1799 erschienenen „Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter" liest, wird vielleicht mit Staunen wahrnehmen, wie der Freund der Henriette Herz die christlich-konfessionellen Ansprüche gewahrt hat.

[3]) Trotz dem oben von Stöckers kirchlicher Orientierung Gesagten. Das war Berlin. Und zwar das damalige.

brauchte und fand man mehr Sinn und Beistand bei Juden. Das hat Naumann erfahren, das erfuhr auch unsereiner. Naumann hat vor Andern mit Charles Hallgarten zu tun gehabt. Mir ist William Merton mehr geworden. (Die fremden Vornamen sind nicht ganz zufällig.) Wir haben in der Frankfurter Zeit nur Feines und Gutes von Juden erfahren, von den Kaufleuten wie von den Gelehrten. Ich nenne nur die Mediziner Edinger und Weigert, dazu den trefflichen Oberlandesgerichtsrat Sommer, Kaiser Wilhelms Schulfreund von Kassel her. — Politische Berührung hatte ich nicht mit ihnen. Wir waren doch christlich-sozial.[4]) Aber selbst dafür fand man bei jenen Verständnis.

Mein Mandat als Abgeordneter führte mich 1919 in die demokratische Fraktion der preußischen Verfassunggebenden Landesversammlung. Sie zählte wohl mehr jüdische Mitglieder als irgendeine andre Fraktion. Mir war das überaus lehrreich. Männer wie Friedberg, Cassel, Schloßmann — um nur Verstorbene zu nennen. Ihre Ueberlegenheit durch Fixigkeit war uns Nichtjuden oft fatal. Sie war aber einfach da, in den Fraktionssitzungen und im Plenum. Man mußte das einfach anerkennen und hatte doch nichts andres zu tun, als sich anzustrengen und mit ihnen zu wetteifern. In Cassel, dem langjährigen Vorsitzenden des Berliner Stadtparlaments, begegnete ich zum erstenmal einem orthodoxen oder jedenfalls in kirchlich-religiösen Dingen streng konservativen Juden; das gab mit dem verschlossenen, mir sonst sehr fremden Manne manche Berührung. Wenn ich ernsthaft zurückschaue, hatten wir an diesen jüdischen Kollegen ein wertvolles Element, nur hatte man alle Ursache, sich als Neuling nicht von ihrer parlamentarischen Erfahrung beherrschen zu lassen. — Unter den jüdischen Parteigenossen waren merkwürdig viele Naumannianer, die Naumann ganz innerlich verbunden waren und ihm Treue gehalten haben.

Ich darf nicht ins Plaudern kommen. Genug, die Erfahrung blieb die gleiche. In Kurhessen blühte der Antisemitismus, wenn man näher zusieht, wandelbar und oberflächlich genug. Für uns überwogen die guten Eindrücke von den Juden weitaus die schlechten, die selbstverständlich, wie bei allen Sippen und Schichten, auch nicht ausblieben.[5]) Spät lernte man echt orthodoxes Judentum kennen. Man war erstaunt über die Härte und Starrheit ihres Konservatismus, dem auf christlichem Boden nichts an die Seite zu stellen ist. Aber Respekt mußte man davor doch haben.

Noch darf ich die „Frankfurter Zeitung" nicht vergessen. Ich habe jahrzehntelang vier Tagesblätter nebeneinander regelmäßig gelesen und mich daran politisch erzogen: während der längsten Zeit Kreuzzeitung, Kölnische Volkszeitung, Leipziger Volkszeitung und Tägliche Rundschau. Später zog ich allen die Frankfurter vor. Daß sie jüdischer Herkunft war, konnte mich über ihren Wert nicht täuschen; sofern sie noch eben jüdische Führer und Mitarbeiter hatte, konnte ich, was an der Zeitung wertvoll ist, nur auch den Juden gutschreiben.

Alles in Allem habe ich durch die Erfahrungen und Beobachtungen meines Lebens niemals einen Anlaß empfangen, den Juden gegenüber eine unfreundliche oder abschätzige Stellung einzunehmen. Sofern ich aber seit mehr als fünfzig Jahren den sogenannten Antisemitismus — teils der Not gehorchend, teils dem eigenen Triebe — aufmerksam verfolgte, bin ich immer wieder erschrocken über seine Unfruchtbarkeit.

3. Eine Meinung zum Schluß

Ueber das Buch zunächst noch dies: die Auswahl der Beitragenden ist gut, aber sie läßt Lücken. Man merkt, daß es in Wien entstanden ist. Der katholische Theologe ist vertreten, der protestantische nicht. Unsere Alttestamentler! Ueberhaupt das Alte Testament! „Die Bibel" wird einigemal erwähnt, auch betont; „die Religion" spielt immer wieder dazwischen. Aber von Seiten der Herausgeber war kein maßgebliches Interesse nach dieser Richtung hin vorhanden — trotz der von den Mitarbeitern jeweilen anerkannten Wichtigkeit, die nun doch wohl gerade für die Juden durch die Jahrtausende hindurch ihre Religion gehabt hat und — trotz aller Aufklärung — noch hat.

Nicht unverdient ist die Nichtachtung der protestantischen Theologie von dieser Seite. Denn das Alte Testament ist zwar von jeher und bis heute Gegenstand unsres eindringendsten und umfassendsten Studiums, dem das Judentum Ebenbürtiges nicht an die Seite setzen kann, aber um das Volk des Alten Testaments, was aus ihm nach Christus geworden sei, haben wir uns nicht gekümmert. Selbst als die Allgemeine Religionsgeschichte aufkam, kümmerten wir uns zwar um Ostasiaten und Primitive, aber um die Juden nicht. So konnte es kommen, daß der evangelische Theologe von allen heute lebenden Religionen diejenige, welche in seinem Nachbarhause gehegt und gepflegt wurde, am wenigsten kannte. Oder soll ich sagen: kennt? Und will mich bescheiden mit einschließen. Wir haben einmal in Marburg, ein Grüpplein Dozenten der Theologie, eigens jüdische Stunde genommen bei einem gelehrten jüdischen Lehrer; aber wie schwer ist es, einer fremden Religion in die Seele zu schaun! Und hier liegt doch ein Grundmangel des ganzen vulgären Antijudentums! Man wagt es, ein paar Talmudstellen zu zitieren, die man wer weiß woher hat, und glaubt damit Haß und Verachtung rechtfertigen zu können. — Aber noch einmal, die Auseinandersetzung mit der jüdischen Religion, die wissenschaftliche, sind wir evangelischen Theologen ihr schuldig geblieben,[6]) und haben damit unser Teil Schuld an der Unwissenheit, die auf diesem Gebiete im Antisemitismus ihre Orgien feiert.[7])

Und nun zum Schluß überhaupt die Schuldfrage. Natürlich ist „der Jud'" an Vielem „schuld". Nur nicht daran, daß er für uns der immer wieder hervorgeholte Sündenbock ist. Braucht man einen festen Boden, um von da aus Urteil und Haltung zu gewinnen, so kommt dafür in Wahrheit nur die Tatsache in Betracht, daß die Judenheit im Reich bloß etwa 600 000 Seelen zählt unter einem Volke von 63 Millionen. Nur 450 000 sind davon Reichsbürger. Und wir schämen uns nicht, bei diesem Prozentsatz zu sagen: „Der Jud' ist schuld". Er mag an noch so Vielem schuld sein, so sind wir viel mehr schuld daran, daß wir mit unsern Tugenden nicht unbeirrt und ungestört durch ihn unser Gemeinwesen auf- und ausbauen. Wenn ich den Antisemitismus ablehne, so tue ich das aus meinem deutschen Gewissen und meinem deutschen Kraftgefühl heraus. Wie oft schon ist unsereinem Mangel an deutschem Bewußtsein vorgeworfen worden! Genau das Gegenteil ist der Fall: ich mute und traue unserm Volke etwas zu; ich bin der Zuversicht, daß es aus eigner Kraft, in seiner Art und nach der Führung Gottes durch die Jahrhunderte, mit den Gaben und Errungenschaften seiner Geschichte, siegreich seinen Weg gehen wird, es muß sich nur auf sich selbst besinnen. Man besinnt sich aber nicht auf sich selbst, wenn man ein Gastvolk, das unter uns wohnt, zum Prügelknaben macht und auf ihm herumeifert. Hierzu hat der Beitrag von York-Steiner S. 393 ff. das Zutreffende gesagt, und es ist nur schade, daß das kein Christ gesagt hat.

Die Juden aber, die unter uns sind, sollen wir zwingen, daß sie uns ihr Bestes geben. Das vermag man nicht durch Haß und Roheit, vermutlich auch nicht durch Ausnahmegesetze. Sie sind wahrhaftig nicht unempfänglich für das, was groß und gut bei uns ist. Tun sie aber Uebles, so sollen wir uns mit geistigen Waffen wehren.

Hohemark Martin Rade

---

[4]) Im älteren, weiteren Sinne des Worts; auch Naumann und seine Freunde nannten sich so, namentlich als es noch nicht zur Trennung zwischen ihnen und den Stöckerschen Christlich-Sozialen gekommen war. D H

[5]) An der Universität hatten wir die markante Persönlichkeit des Philosophen Hermann Cohen, dem ich näherkreten durfte. Man spürte damals bei jeder Begegnung, daß ihm der Antisemitismus (Treitschke!) das Herz gebrochen hatte.

[6]) Um so wertvoller ist, was Franz Delitzsch, Strack, Greßmann u. a. und in unseren Tagen namentlich Paul Fiebig in der Erforschung des späteren Judentums geleistet haben. D H

[7]) Vielleicht gibt uns die soeben erschienene Schrift von Hans Joachim Schoeps einen Anstoß in dieser Richtung, da sie sich mehr als andre jüdische Arbeiten auf unser zünftiges Gebiet begibt: „Jüdischer Glaube in dieser Zeit." Berlin, Philo-Verlag. 90 S.

Ein Totenmal von Käthe Kollwitz

Ungefähr bis Mitte Juni war in der Nationalgalerie in Berlin ein plastisches Werk von Käthe Kollwitz zu sehen, das den Beschauer im Tiefsten anfaßte, wie man es von ihren Schwarz-Weiß-Blättern gewohnt ist. Es sind zwei Figuren, die einer Mutter und eines Vaters, die bei Dixmuiden in Belgien ihren Platz finden werden.

Käthe Kollwitz setzt dies Denkmal nicht einzig dem kleinen Friedhof, wo ihr eigener Junge zwischen anderen Gefallenen liegt; es gilt allen den Tausenden von Freiwilligen, von denen er Einer war. — Es ist nichts Pathetisches in den beiden stillen Figuren. Es ist das Einfachste, was die Erde gesehen hat, seit Adam und Eva den erschlagenen Abel wegtrugen. Weder Verzweiflung noch Anklage, nur tiefes, zusammengefaßtes Sich-Beugen unter das Schicksal drückt sich im Gram dieser Beiden aus: Vergeblich kann dieses Jugendsterben nicht sein, es muß einen Schritt bedeuten, dem Ende der Bruderfehden zu! Alle diese Kinder warfen das Leben hin für ein Großes, das sie Vaterland nannten. Aber im Unterbewußtsein ging es noch um mehr. Sie trugen als unausgeschöpftes Erbgut von Geschlechtern her das Gefühl in sich von den Kurven, in denen das Menschsein sich emporwindet zu höheren Inhalten.

Bei dem Einen, dessen Mutter die Stimme für sie alle erhebt, können wir einen Blick in das Wurzelgeflecht seines Stammes tun. Peter Kollwitz, der achtzehnjährige Gefallene, hatte zum Urgroßvater einen Königsberger Bürger, einen körperlich unrobusten, geistig desto unabhängigeren, furchtlosen Mann mit dem eindringlichen Namen Rupp. Mit neun Jahren mußte er noch zur Schule getragen werden. Das setzte zwischen seinen und den stürmischen Spielen seiner Altersgenossen eine tiefe Kluft. Es entwickelte in ihm einen überaus sensibeln Empfänger für das religiöse Fluidum, das im Weltall schwingt. Daß er Theologie studieren würde, schien gegeben. Er selber vermeinte dabei in Reih und Glied mit denen zu treten, deren Hände seit je nach den schwebenden Möglichkeiten seelischer Kräfte gegriffen haben. Wie sie, wollte er das Schiffchen der Menschheit daran geknüpft und von ihnen emporgetragen wissen. Daß er sich als Mitglied einer massiv geordneten Macht wiederfand, enttäuschte ihn. Ihm schien, die Kirche habe die Kräfte, nach denen er suchte, sterilisiert, um sie gebrauchsfertig zu ihrer alleinigen Verfügung aufzuspeichern. Aber Julius Rupp konnte sich mit eingemachtem Leben nicht zufrieden geben, für ihn war es etwas immerfort neu Hervortreibendes. Aus diesem Gegensatz ergab sich seine Ausstoßung.[1]) Königsberger Bürger, in denen sein Feuer weiterglomm, sammelten sich jedoch um ihn und legten ihm die Pflicht nahe, sich ihnen als ihr Haupt zur Verfügung zu stellen. Sie nannten sich die Freie Gemeinde. — Diese ganze Sachlage brachte ein innerliches Lebensgefühl hervor, ähnlich dem der ersten Christengemeinde. Der Gedanke an Auswanderung und Aufbau einer solchen Gemeinschaft in einem anderen Erdteil tauchte jedoch nur flüchtig in den Reihen der Gemeinde auf.

Eines ihrer Mitglieder war lebhaft politisch eingestellt. Der junge Referendar Karl Schmidt konnte seiner sozialistischen Ideale wegen im juristischen Beruf auf kein Fortkommen rechnen. Er sattelte um und wurde Maurerlehrling. Kalklöschen, Ziegeltragen, Bieranschleppen — alles gehörte dazu. Als nach 1870—71 die günstige Zeit für alles Bauwesen kam, fand sie ihn als Maurermeister und kam ihm mit reichlichen Aufträgen zustatten. Er hatte sich indessen mit einer Tochter Julius Rupps verheiratet. Ihr waren die väterlichen Geistesanlagen zugefallen; von der Mutter Seite hatte sie körperliche Kraft und Unverwüstlichkeit mitbekommen und Anmut, vielleicht das Erbe von einem Tröpfchen hugenottischen Blutes. Ihre Häuslichkeit gab den Horst ab, in dem Käthe Schmidt (Kollwitz) aufwuchs. — Die langen Papierstreifen, die von den bautechnischen Zeichnungen abfielen, waren Beute der Kinder. Man konnte darauf ein fliehendes Schlittengespann im Schnee darstellen, und so lang als der Papierstreifen reichte, so viel Wölfe, die als Verfolger hinter ihm her waren.

Die umfassende geistige Durchbildung des Maurermeisters Schmidt erstreckte sich auch auf künstlerisches Gebiet. Wenn Käthe mit dem Stift nach Ausdruck suchte, fand sie ein förderndes Echo bei ihrem Vater. „Schade, daß Katuschchen kein Junge ist", sagte er gelegentlich. Zu jener Zeit war das künstlerische Hervortreten einer Frau schwer denkbar.

Sie wird ungefähr 12 Jahre alt gewesen sein, als ihr Bruder seinen Schulkameraden Karl Kollwitz mit ins Haus brachte. Kollwitz war Waise. Das wohnliche Zuhause voll geistiger Ausblicke, voller Vertrauen zwischen Kindern und Eltern schien ihm eine Oase der Harmonie. Eine von diesen Mädchen, die dort um die Mutter her saßen, mußte einmal seine Frau werden; er wußte auch gleich welche.

Das stille Werben des Jungen mit dem eckigen Gesicht und den hellblonden Haaren hat auch geholfen. Zu einer Zeit, als die Eltern Schmidt alles andere vernünftiger gefunden hätten, stellten sich die beiden als Verlobte dar. Käthe Schmidt und Karl Kollwitz hatten noch das ganze Studium vor sich, er als Mediziner in Königsberg, sie als Malerin in Berlin und München. Ob dieser früh ausgeworfene Anker einen Zähler nach der Seite der Beständigkeit ausgemacht hat? Wenn der Anker auch nicht immer bequem sein mochte, bewährt hat er sich. Die Beiden heirateten, als Käthe Schmidt etwa 24 Jahre alt war. Der Vater Schmidt schloß mit seinen Hoffnungen auf die künstlerische Zukunft seiner Tochter ab und riet ihr dringend, das ebenfalls zu tun, nun ihre Wahl auf die Ehe gefallen wäre. Die jungen Leute schöpften das Vereinigtsein mit elementarer Genußfreudigkeit aus, aber das Zeichnen ging immer mit. Die äußere Lage war dabei nicht glänzend. Es war viel tragender Wille von der Seite Karl Kollwitzens im Spiel, wenn sie als die Frau eines Kassenarztes im Berliner Norden dazu kam, ihre großen Kupferplatten zu radieren.

Die Mutterschaft und die Kindheit ihrer beiden Jungen erlebte sie mit Leidenschaft. Mehr als vieles andere spricht davon ein Blatt von erschreckender Wucht, das sie im Jahre 1903 radierte: Eine Mutter, tierhaft, nackt, den lichtfarbenen Leib ihres toten Kindes zwischen Schenkeln und Armen, sucht mit den Augen, mit den Lippen, mit dem Atem das entwichene Leben wieder in sich zurückzuschlingen, das einstmals ihrem Schoße angehörte. Als ich das Blatt zu Gesicht bekam, hatten wir durch Zufall eine ganze Weile nichts voneinander gehört. Ich stand auf einer Ausstellung in Dresden plötzlich der Radierung gegenüber und wandte mich schnell aus dem Saal, um mich nur wieder in Fassung zu bringen: „Kann mit dem kleinen Peter etwas geschehen sein, daß sie etwas so Furchtbares macht?" Nein! Es war die Leidenschaft selber, die Gewalt, die sonst verhalten im Muttertier schläft, die sich hier dem Auge preisgab, von Käthe Kollwitz gebannt als von Jemand, dem der Griff unter letzte Hüllen freigegeben ist.

Jede Entwicklungsstufe ihrer Jungen war für sie ein Stück eigenen Lebens. Darum konnte es vorkommen, daß das Kleben eines großen Papierdrachens oder die Gartenparzelle mit der Laube darin ihr wichtiger wurden als Kupferplatten und Ausstellungen. Als die Berufswahl in Frage kam, verzichtete Hans, der Aeltere, auf den ersehnten künstlerischen Weg, Peter, der Jüngere, setzte ihn für sich durch, unter der Bedingung, daß es über das Handwerk zur Malerei ginge. So tünchte er vorerst Hauswände auf dem Maurergerüst als Lehrling. Dann kam der Krieg. Hans war schon wehrfähig, aber Peter ging auch, einer der jungen Freiwilligen. Er fiel am zweiten Tag an der Front.

Von da an versuchte Käthe Kollwitz, wie sie dem Zeitlosen im Opfer all dieser Kinder eine Stimme verleihen könnte. Der belgische Acker speiste seine Halme aus ihrer Jugend; — von Erde genommen — zu Erde geworden. Wo bleibt das Unvergängliche in ihrer Freiwilligkeit? Käthe Kollwitz hat ihre Auskunft in die zusammengefaßte Haltung und in die Züge der beiden Gestalten gelegt, die zwischen den Holzkreuzen knieen werden. Die Schwingungen, die von solchen Gestalten aus-

[1]) Rupp, Divisionspfarrer und Privatdozent in Königsberg, wurde 1845 wegen Ablehnung des sog. Athanasianischen Glaubensbekenntnisses abgesetzt, starb 1884. Als selbständigen Denker zeigen ihn seine 1910 ff. (bei Diederichs) erschienenen gesammelten Werke.

D H

gehen, verbinden sich zu einem Gürtel, der um die Erde reicht. Das Gewicht des Leides, das an ihm hängt, wird endlich schwer genug sein, um den Lauf abzubiegen, mit dem die Völker im gleichen Strombett weitergerissen werden. Es werden sich Köpfe und Stimmen aus dem Strom erheben, die davon reden, daß die menschliche Kraft nicht im Blutvergießen und in der Verheerung ihre höchste Bewährung finden muß; daß die Kraft vom gemeinsamen Willen umgezwungen werden kann und sich andere Ziele erschließen.

Es wird viel dazu gehören, diesen Willen geltend zu machen. Aber warum sollte man Zweifel hegen, daß jede Hingabe in der Jugend schlummert? Sind die, die hier liegen, nicht Zeugenschaft genug? Und knieen nicht Vater und Mutter zwischen ihnen, die gesammelte Kraft unbereuten Opfers in ihren Mienen?

Bischofstein (Eichsfeld) Beate Bonus

Wie stark dieses Totenmal zu wirken vermag, zeigt gleichzeitig die folgende Stelle aus einem Briefe, den die Schriftleitung erhielt:

Ich war in dieser Woche auf zwei Tage in Berlin, um die Figuren der Käthe Kollwitz zu sehen, die jetzt in der Vorhalle der Nationalgalerie stehen und am 20. Juni auf den belgischen Friedhof gehen, auf dem ihr Sohn liegt. Sie sind in grauen belgischen Marmor gehauen. Die Gipsmodelle, d. h. die eigentlichen Originale aus der Hand der Kollwitz, bleiben im Kronprinzenpalaismuseum in Berlin. Sie sind natürlich intimer als die durch fremde, obwohl sehr aufmerksame Hand gegangenen Steinfiguren. Aber dieser alte Stein, in dem sie schließlich gedacht sind, tut nun doch das Seine dazu, um dieses Aeußerste an geschlossener Monumentalität zu erreichen, das hier zur Wirkung kommt. Ich konnte die Steine nicht sehen, ohne daß sich mir die Vision einer schweren frühromanischen Krypta über ihnen wölbte. Ich ging von ihrem Anblick aus durch ägyptische, babylonische und mittelalterliche Museen, und die Steine gingen mit und hielten sich und wuchsen noch zwischen diesen Jahrtausendmonumenten. Ich habe etwas Aehnliches an Konzentration reiner, allerreinster Andacht, wie sie in diesen beiden knienden Gestalten sich geballt hat, nicht für möglich gehalten. Könntet Ihr sie doch noch sehen! Mich hat der Anblick durch und durch geschüttelt. Die weibliche Figur ganz in Ergebung ausgegossen, versunken. In äußerster Schlichtheit. Die männliche innerhalb derselben Ergebung wie zu beginnendem neuen Lebenswillen aufgerichtet. Ein unendlicher Frieden geht vom Ganzen aus. Etwas wie eine Offenbarung des inneren Wesens der Besten dieser erschütterten Zeit. Und damit hoffnungsvoll und erhebend.

Knickerbockers Deutschlandbuch

Von den beiden französischen Zeitschriften „Vu" (eine Art „Berliner Illustrierte" mit politischem Einschlag) und „Lu" (eine Wochensammlung ausländischer Pressestimmen) wurde unlängst unter dem Titel „L'Enigme Allemande" („Das deutsche Rätsel") eine Sonderausgabe veranstaltet, in der sich zahlreiche französische und deutsche Autoren mit großem Freimut und anerkennenswerter „Fairneß" über alle erdenklichen deutschen Fragen und Probleme auslassen. Hinter den einzelnen Artikeln stehen sicherlich mehr als einmal die politischen und finanziellen Interessen und Sorgen der Franzosen, aber diese materialistischen Gedankengänge werden immer wieder auf eine große weltanschauliche Linie zurückgeführt, auf der die deutsche Gesamtlage nicht als eine Spezialangelegenheit Frankreichs, sondern als einer der Brennpunkte der Gefährdung christlicher Kultur und Gesittung erscheint. Das tritt besonders in dem grundsätzlichen Eingangsaufsatz des bekannten französischen Publizisten André Siegfried zutage, der aus seinen nationalegoistischen Sorgen, Deutschland könne dem Bazill des Bolschewismus erliegen, kein Hehl macht, dabei aber ausgeht von der „fundamentalen Zivilisationsgrenze", die Westeuropa vom Osten trennt, und die nach seiner wohl nicht ganz unberechtigten Darstellung mitten durch Deutschland geht, und noch mehr kann es uns zu denken geben, wenn Siegfried dann mit dem Hinweis auf die „Fortschritte des Christentums" und ihre „Begrenzung" daran erinnert, „wie frisch und neueren Datums im Grunde genommen die christliche Durchdringung im Osten der Elbe und besonders der Oder ist". Seine Arbeit schließt mit den Worten: „Unsere klassischen Vorfahren, denen wir immer noch so nahe sind, fanden die Natur schrecklich: mit einem ähnlichen vagen Gefühl, halb unruhig, halb bewundernd, betrachten wir diese schlecht disziplinierte Naturkraft, das ewige Deutschland." Der Franzose erkennt damit eine der besten deutschen Eigenschaften: „den Kontakt mit der natürlichen Natur", den wir Deutschen im Gegensatz zu seinen Landsleuten noch haben, aber er rührt damit auch an die Diskrepanz, die unser Wesen immer noch zu zerreißen droht, und die uns gerade heutzutage wieder so viel zu schaffen macht: an den Gegensatz zwischen uraltem germanischen Heidentum und unserer jungen — ach, so jungen — christlichen Kultur.

Von diesen weltanschaulichen Zusammenhängen und Durchblicken gänzlich unbeschwert ist ein anderes Werk, das sich mit der deutschen Gegenwartslage befaßt, und mit dem ich mich hier auseinandersetzen möchte: Deutschland. So oder so? Von H. R. Knickerbocker (Rowohlt, Berlin 1932. 232 S. 5.20 M.). Es berührt fraglos sympathisch, daß der amerikanische Journalist, der als einer der tüchtigsten und klügsten seines Landes gilt, aus seinem Herzen keine Mördergrube macht: ob er das Arbeitslosenelend Berlins und die Glasbläsernot Thüringens oder die Schlemmerlokale der Reichshauptstadt beschreibt, ob er die Republik als den „klaren Punkt in dem Gewirr der Ereignisse in Deutschland" schildert, oder ob er der aufhorchenden Welt Gelegenheit gibt, „dem Heil Hitler des deutschen Meetings zu lauschen", ob er seinen Lesern die fragwürdige politische Weisheit Oswald Spenglers oder die pythischen Orakelsprüche des nationalsozialistischen Parteichefs serviert, ob er die deutsche Zukunft „So...", d. h. unter dem Hakenkreuz, „oder so...?", d. h. unter dem Sowjetstern, sieht: immer ist für ihn einzig und allein der Gesichtspunkt entscheidend, ob die in Deutschland investierten amerikanischen Milliarden gefährdet sind oder nicht. Mit einer schier ermüdenden Deutlichkeit wird dieser mammonistische Ausgangspunkt der Untersuchungen wiederholt, und wer von uns nach der Lektüre dieses im übrigen außergewöhnlich fesselnd und unterhaltend geschriebenen Reiseberichts eines modernen Amerikaners noch nicht begriffen hat, warum Th. Lessing Amerika einmal „ein schlafloses Land ohne Nachtigallen, bewohnt von lauten Menschen ohne Musik" und seine Einwohner „seelenkahl" nennt, der ist wohl selbst schon hoffnungslos amerikanisiert.

Um das Resultat vorwegzunehmen: Knickerbocker hält die bolschewistische Gefahr zur Zeit für nicht aktuell genug, um die Bonität der amerikanischen Dollaranleihen in Deutschland ernstlich in Frage zu stellen. Und würde diese Gefahr eines Tages brennend? Nun, Amerika „kann dem Atlantischen Ozean dankbar sein. Zwischen Westeuropa und der Sowjetunion liegt kein Ozean." Schmerzlich, sehr schmerzlich freilich würde es sein, wenn man die 3—4 Milliarden Dollar nicht rechtzeitig mehr heimwärts dirigieren könnte. Aber das Schicksal des deutschen Volkes? Man „kann dem Atlantischen Ozean dankbar sein"! Weit erfreulicher ist dem Amerikaner die Perspektive des anderen „so", das er mit den Worten zeichnet: „Wenn die Republik sich als unzureichendes Mittel für die wiedererwachenden nationalen Kräfte Deutschlands erweist, dann wird vielleicht eine andere Form gewählt: Hitler hat sie in Bereitschaft." Für diesen Fall besteht nach der Meinung des Verfassers keinerlei Gefahr für den Mammon der Yankee-Millionäre: „Hitlers Ansicht, daß die Privatschulden gezahlt werden müssen, wird zweifellos die Politik seiner Partei bestimmen, wenn sie zur Macht kommt."

Wir wollen es den Finanzgewaltigen Amerikas überlassen, ob sie von dem vorstehend skizzierten Ergebnis der Informationsreise ihres Beauftragten restlos befriedigt sind. Doch allzusehr und allzuoft läßt Knickerbocker den Wunsch als Vater des Gedankens durchblicken, als daß nicht auch die gewiegten Geldmänner jenseits des Ozeans erkennen müßten, wie viele Möglichkeiten weiterer „so oder so" sein „So oder so?" übrig und unerledigt läßt. Vom deutschen Standpunkt aber bleibt die unerläßliche, wenn auch recht unerfreuliche Aufgabe, die partei- und sozialpolitischen Darlegungen, mit denen zwei deutsche Prominente — Spengler und Hitler — dem Sensationshunger des Amerikaners dienen zu müssen glaubten, ein wenig zurechtzurücken.

Man wird es dem Herrn des Braunen Hauses allenfalls hingehen lassen, daß er auch diese Gelegenheit nicht ungenutzt ließ, um Reklame für seine Partei zu machen. Man wird es dem ehemals „Staatenlosen" (Knickerbockers Besuch galt noch nicht dem neugebackenen Braunschweiger Regierungsrat) nachsehen dürfen, daß er zuweilen nicht das rechte Gefühl für nationale Würde aufbringt. Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist es zu erklären und zu entschuldigen, wenn Hitler die von Brüning geführte Reichsregierung einem Ausländer gegenüber eine Regierung nennt, „die sich Frankreich als williges Werkzeug gezeigt hat", und wenn er sich und seine Bewegung dann sehr unverblümt dem Amerikaner als Rettungsengel für die bei uns investierten Dollarmilliarden anpreist. Wenig schön, dafür aber ebenfalls sehr durchsichtig wirkt auch die durch Knickerbocker den Yankees übermittelte Warnung Hitlers, „Frankreich von seinen Schulden an Amerika zu befreien, bevor Frankreich Deutschland die Reparationen erläßt". Wenn

Hitler sich im übrigen mit Knickerbocker auch durchaus darüber einig war, daß zwischen der Rechtsverpflichtung zur Zahlung der Reparationen an Frankreich und den Rechtsgrundlagen für die Rückzahlung der „Privatschulden, die wir eingingen, um die Reparationszahlungen zu ermöglichen", ein fundamentaler Unterschied besteht, so ist das nicht verwunderlich, verdient aber vorgemerkt zu werden für den Fall, daß die Rückzahlung auch dieser Schulden eines Tages „unmöglich" wird.

Noch weit unerfreulicher als die Hitlersche Weisheit wirkt das, was ein Mann wie Oswald Spengler dem Amerikaner sagen zu müssen glaubte. Sogar bei Knickerbocker selbst klingt wohl ein leiser Zweifel daran heraus, ob dieser sein Gewährsmann wirklich so unbedingt zu seinen hochpolitischen Auslassungen autorisiert war, wenn er von Spengler als dem Verfasser des „Untergang des Abendlandes" sagt: „Ueber Nacht wurde der obskure Schulmeister zum Mittelpunkt gelehrter Kontroversen in der ganzen Welt", und die spätere Feststellung: „Professor Spengler, eine Autorität, was Ereignisse betrifft, die um Jahrtausende zurückliegen", läßt darauf schließen, daß der gewiegte Amerikaner die „genaue Kenntnis" Spenglers „von Tagesangelegenheiten, die dem Nachrichtenredakteur einer Tageszeitung Ehre gemacht hätten", nicht ohne Skepsis beurteilte. Außerordentlich betrüblich erscheint es mir, daß ein deutscher Denker von Weltruf sich so überaus gelenkig den mammonistischen Gedankengängen der Neuen Welt anpaßt, wie es der Bericht Knickerbockers über seinen Besuch bei Spengler erweist. Die Beflissenheit, mit der er den Amerikanern ihre „Chance" in der annoch imperialistischen Weltordnung mit der Front gegen Frankreich klarzumachen sucht, mutet alles andere als geistpolitisch an. Schließlich verdient der sozialreaktionäre Ausfall, den sich Spengler leistet, eine scharfe Zurückweisung. Er sagt: „Sieger im Kriege war die Arbeiterklasse in der ganzen Welt. In Rußland hat sie heute die Herrschaft zu 100 Prozent inne; in Deutschland hat sie zwei Drittel der Macht; in England die Hälfte; in den Vereinigten Staaten ein Drittel. Solange diese Herrschaft nicht gebrochen ist, und solange die Löhne nicht auf ein wirtschaftlich tragbares Niveau herabgedrückt sind, kann es keine Hoffnung auf Erholung geben, selbst wenn die Reparationen gestrichen werden." Das ist — mit Verlaub, Herr Oswald Spengler — nicht nur unrichtig und schief gesehen, wie sogar die Politiker des Braunen Hauses nicht bestreiten werden, es ist auch ein *Unrecht*, in der Zeit der Not und des Elends der proletarischen Massen, in der Zeit der Arbeitslosigkeit von Millionen, und in der Zeit der „unterschiedlichen Lebenshaltung" von ein paar hunderttausend Prominenten derartige Behauptungen aufzustellen. Von dem allem könnte Spengler bei Knickerbocker lesen, ohne daß er freilich durch diese Lektüre zu einer Erfassung der weltanschaulichen Zusammenhänge und zur Erkenntnis der religiös-sittlichen Schuld, die gerade die Schichten von „Bildung und Besitz" an den von dem Amerikaner wahrheitsgemäß geschilderten Zuständen tragen, kommen würde. Zu einer solchen Erkenntnis kann die Reportage des Mammons, als die sich das Buch des Herrn Knickerbocker darstellt, nicht verhelfen.

Niemals ist es mir klarer gewesen, daß eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich vom geistpolitischen wie vom Standpunkt christlicher Kultur unendlich viel einfacher und leichter sein müßte, als eine Ueberbrückung der Gegensätze, die zwischen unserer Weltanschauung und unverfälschtem Amerikanismus solcher Art klaffen, klaffen *sollten*, als bei dem Vergleich zwischen der Artikelserie in den französischen Zeitschriften „Vu" und „Lu" und dem Buche „Deutschland. So oder so?".

Dortmund Georg Sinn

Der Weltbund für freies Christentum in Frankfurt und St. Gallen

1. Rückblick

Manche ältere Freunde der Christlichen Welt haben den „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt" miterlebt, der 1910 in Berlin stattfand. Sowohl das Streben, Vertreter freier christlicher Frömmigkeit aus verschiedenen Ländern und Konfessionen zu gegenseitiger Anregung und Verständigung zusammenzubringen, als auch das weitergehende Verlangen, Bekenner verschiedener Religionen zu gleichem Zweck zusammenzuführen, hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts in mehreren Erdteilen kräftig eingesetzt. Der zunehmende Weltverkehr und die Erweiterung des religionsgeschichtlichen Horizonts hatten gleichermaßen dazu beigetragen. Entsprechend einem Beschluß der amerikanischen Unitarier 1900 fanden von 1901 an solche Kongresse in London, Amsterdam, Genf, Boston statt; für den nächsten, den vorhin erwähnten, 1910 in Berlin abgehaltenen, war bezeichnend eine Fülle wissenschaftlich-theologischer Vorträge. Die nach Deutschland gekommenen Ausländer wollten deutsche Theologie kennenlernen, und eine Reihe der angesehensten deutschen Theologen hat damals Vorträge gehalten, Harnack, Troeltsch und viele Andere. Kurz vor dem Weltkriege fand dann ein Kongreß der gleichen Art in Paris statt; der Krieg hat dann auch diese Arbeit unterbrochen. Erst Jahre nachher nahm man sie wieder auf, unter wesentlicher Beteiligung der Engländer und der Niederländer. 1923 versammelte sich ein Arbeitsausschuß in Leiden, 1927 ein Kongreß in Prag, an dem aber, zum Unterschied von früheren, keine Vertreter nichtchristlicher Religionen teilnahmen. 1930 hat dann eine Ausschußsitzung in Arnhem stattgefunden; geplant wurde, in Verbindung mit der Jahrestagung des Schweizer Vereins für freies Christentum 1932 einen Kongreß in St. Gallen abzuhalten.

Die fast alle Länder bedrückende Wirtschaftsnot ließ es dann ratsam erscheinen, an Stelle solcher größeren Veranstaltung nur eine Delegiertentagung treten zu lassen. Da aber einige der beteiligten Ausländer ohnehin durch Deutschland reisen mußten, ward rasch versucht, vor den St. Gallener Tagen einigen interessierten deutschen Freunden eine Beratung mit ihnen zu ermöglichen. Die Frist war zu kurz, viele Vorbereitungen zu treffen; man hat mit Absicht nicht in breiter Oeffentlichkeit dazu eingeladen. Dennoch war diese Zusammenkunft, die am 10. und 11. August in Frankfurt am Main stattfand, gut besucht, und es besteht begründete Aussicht, daß sie nicht nur denen, die teilnahmen, neue Zuversicht zur Sache des freien Protestantismus in Deutschland gibt, sondern auch Anlaß sein wird, ihn künftig wieder stärker und geschlossener in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, als es in den letzten Jahren zu geschehen pflegte.

2. Frankfurt am Main

Da es eine freie Versammlung interessierter Freunde war, konnte sie weder in Sachen des „Weltbundes für freies Christentum und religiöse Freiheit", noch auch seiner deutschen Gruppe, des „Verbands des freien Protestantismus" bindende Beschlüsse fassen. Immerhin sei der Umkreis der Teilnehmer kurz bezeichnet (man hatte auf gegen 50 gerechnet; es waren etwa doppelt so Viele): eine Anzahl von Niederländern, von denen der Sekretär des Weltbundes, Professor van Holk aus Utrecht, die Versammlung leitete, und zwar so vortrefflich leitete, daß kein Deutscher es hätte besser machen können; außerdem waren Dänemark, Schweden, Norwegen, Estland, Siebenbürgen, Elsaß-Lothringen, die Schweiz, Nordamerika vertreten. Die meisten Anwesenden waren Reichsdeutsche; natürlich kamen aus der großen Stadt, in der wir tagten, eine Anzahl Freunde; aber es war keine Rede davon, daß das Unternehmen einen vorwiegend lokalen oder provinziellen Charakter gehabt hätte. Auch der Besuch durch theologische Universitätslehrer war stärker als man es von Versammlungen der letzten Jahre her gewöhnt ist. Die örtlichen Vorbereitungen lagen in der bewährten Hand von Pfarrer Manz.

Van Holks Eröffnungsrede berichtete manchem Teilnehmer ganz Neues; wie wenige Deutsche wissen überhaupt etwas z. B. von der romfreien Kirche auf den Philippinen, die heute noch unter der Leitung ihres Begründers, des Priesters Aglipay, steht, dem Weltbund für freies Christentum angehört und, da sie mehrere Millionen Mitglieder hat, die zahlenmäßig stärkste Kirche in diesem Bunde ist! Anders als die Lage solcher von der römischen Kirche in neuester Zeit getrennter Kirchen (wie auch der tschechoslowakischen Nationalkirche), ist die der freigesinnten Protestanten in den evangelischen Landes- und Freikirchen. In einer Abendversammlung ward über die Lage des freien Protestantismus in Dänemark, Schweden, Norwegen, Estland, den Niederlanden, der Schweiz, Elsaß-Lothringen und Deutschland berichtet; den Bericht über Deutschland finden unsere Leser in dieser Nummer. Wiederholt trat deutlich zutage: zwischen einer Orthodoxie, die über alle Macht verfügt und der in der Gegenwart wieder Viele, festen Halt suchend und der Probleme und Erschütterungen müde, sich zuwenden, die aber doch weite Kreise der Gebildeten und der Arbeiterschaft nicht wieder für sich gewinnen wird, und andererseits der Religionslosigkeit, der Propaganda der Gottlosigkeit, hat freies Christentum, freier Protestantismus gerade auch heute seine große Aufgaben und seine Werbekraft. So hat ein Brief aus dem fernen Osten, den ich dieser Tage las, mich stark bewegt; hier wird aus einer Umgebung heraus, in der man dergleichen wirklich nicht erwarten sollte, mit Tapferkeit und Zuversicht ein Bekenntnis zur befreienden, religiös

verinnerlichenden Wirkung kritisch-theologischer Wissenschaft abgelegt.

Ihre Feierstunde hatte die Tagung, als wir am Morgen des 11. August in der überfüllten Weißfrauenkirche Luekens ernste und lebendige Predigt zur Verfassungsfeier hörten. Im übrigen waren die zwei Tage durchaus der Arbeit gewidmet, und die Pausen zwischen dieser waren so kurz, und die Sommersonne glühte so, daß ein längerer Kongreß mit diesem Arbeitseifer Vielen über die Kraft gegangen sein würde. Von den beiden Vorträgen wird der erste, den Professor Hermelink aus Marburg über das Kerygma des freien Protestantismus hielt, demnächst hier gedruckt werden (nebenher: warum hat man unseren Laien, die des Griechischen nicht kundig sind, dieses Wort vorgesetzt, das zwar neutestamentlich, aber heute theologisch in der Mode ist, aber wirklich nichts andres besagt als das deutsche „Botschaft"?). Weil unsere Leser so den ganzen Vortrag kennenlernen werden, der in der Versammlung ein sehr starkes Echo fand, verzichte ich hier auf den Versuch einer Wiedergabe seines Inhalts, und weil die Verhandlungen vertraulichen Charakter trugen, auf eine Wiedergabe der Aussprache, die ihm folgte. Besonders lebhaft und inhaltreich war die Aussprache nach dem zweiten Vortrag, den Professor Emanuel Linderholm aus Upsala übernommen hatte: Der freie Protestantismus als Neubelebung der kirchlichen Praxis. Zwar war der Redner im letzten Augenblick verhindert, zu kommen, aber sein Manuskript lag vor und ward von Professor Siegfried (Marburg) vorgelesen. Linderholm ist vielen Deutschen bekannt durch seine Arbeiten zur Verbesserung des Kultus;[1]) namentlich daß er die alten Perikopen, die sehr unvollkommen zusammengestellt waren und, auch wenn sie durch neuere Perikopenreihen ergänzt wurden, nicht befriedigten, durch eine neue sinnvolle Zusammenstellung biblischer Texte für das ganze Kirchenjahr zu ersetzen sucht, ist ein Verdienst; Rudolf Otto, dessen liturgische Bemühungen in verwandter Richtung gehen, hat mit Anderen dem Buche seine deutsche Gestalt gegeben: „Das Jahr der Kirche" (Gotha, Klotz 1927). Weder aber Linderholms Frankfurter Vortrag, noch die Aussprache überhaupt, noch etwa Ottos, der sich lebhaft an der Tagung beteiligte, Beiträge zu der Diskussion galten nur liturgischen Fragen; es ward eine Fülle praktisch-kirchlicher Aufgaben berührt, und wenn auch das Urteil darüber, an welchen Stellen mit der Arbeit einzusetzen sei und welche Gedanken des freien Protestantismus heute die wirksamsten seien, keineswegs bei allen Freunden das gleiche war, so war doch unverkennbar gemeinsam der Wille zur Aktivität wie zur Konzentration.

Zur Konzentration: es ward wiederholt ausgesprochen, daß wir bei aller Weitherzigkeit doch unsere Aufgabe in der Pflege und Vertretung freien Christentums haben. Mit edlen Vertretern andrer Religionen soll im „Religiösen Menschheitsbund" (und wo sich sonst die Gelegenheit gibt) zusammengearbeitet werden; bei den Streitigkeiten der Rassen, der europäischen Völker und der Eingeborenen in den Kolonien, bei vielen sittlich-sozialen Fragen wird es des Zusammenwirkens aller derer bedürfen, die guten Willens sind. Aber so gewiß uns vergleichende Religionsgeschichte nicht nur Verwandtschaft, Analogien zwischen den verschiedenen Religionen gezeigt hat, sondern ebenso den Blick für Eigenart und Eigenwert der einzelnen Religionen, besonders der unseren, des Christentums, geschärft hat, so gewiß werden wir Unzähligen nur dann und gerade dann den Dienst, den wir ihnen schuldig sind, leisten, wenn wir die christliche Art unseres Glaubens und Lebens, die uns wichtigen bei den Reformatoren und in der weiteren Geschichte des Protestantismus hervorgebrochenen Grundgedanken freien protestantischen Christentums vertreten. Der Unterschiede (z. B. zwischen einer mehr mystisch-spiritualistischen und einer mehr ethisch-historischen Denkweise) wird es dabei in unserem Kreise noch genug geben.

Neben dem Willen zur Konzentration war der zur Aktivität unverkennbar. Das bedeutet praktisch nicht nur, aber auch: Wille zur Organisation. Wenn der Weltbund für freies Christentum in der Lage ist, ihm zugehörigen Kirchen nationaler Minderheiten beizustehen, die unter dem Druck rücksichtsloser Machthaber leiden, wenn die Niederlande, die zwar starke Traditionen religiöser Freiheit, aber eine sehr viel geringere Volkszahl als Deutschland haben, eine so stattliche Geschäftsstelle des freien Protestantismus haben, wie die in Utrecht, sollten da nicht die freien Protestanten in Deutschland sich straffer zusammenschließen? Diese Stimmung äußerte sich fast stürmisch. Die Aussprache zeigte freilich, daß man in manchen Teilen Deutschlands merkwürdig wenig von dem weiß, was immerhin an Organisation schon besteht, vom Verband des freien Protestantismus, der die deutsche Gruppe des Weltbundes darstellt. Manche Freunde, die in ihrer Umgebung wenig Anschluß haben, sollten in der Tat die Möglichkeit erhalten, unmittelbar Mitglieder eines umfassenden Verbandes zu werden. Für alle organisatorischen Einzelheiten dieser Art wird gelten: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wie der lebhaft geäußerte Wunsch, die so gut gelungene Frankfurter Tagung nur einen Anfang sein zu lassen, im nächsten Jahre am besten erfüllt wird, das wird ein dazu eingesetzter Ausschuß beraten.

Die in Frankfurt waren, hatten Freude an dieser Tagung. Einige am Besuch verhinderte Freunde hatten Grüße gesandt: Albert Schweitzer, Gustav Krüger, Weinel. Mögen dem freien Protestantismus Deutschlands die Hoffnungen sich verwirklichen, die diese Tagung geweckt hat! M

[1]) Auch auf die von Linderholm für den Religiösen Reformbund Schwedens herausgegebene Zeitschrift Religion och Kultur, Stockholm, Hugo Gebers Förlag, sei in diesem Zusammenhang hingewiesen.

Zur Lage des freien Protestantismus in Deutschland

Zur Lage, nicht: die Lage. Sie ist in den einzelnen deutschen Ländern so verschieden, daß ein kurzer Bericht auf diese Mannigfaltigkeit nicht eingehen kann; nur eben erwähnt sei, daß in einigen Gebieten, wo früher der kirchliche Liberalismus die Vormacht hatte, wie in Baden zwei Menschenalter hindurch, er heute in die Minderheit gedrängt ist.

1

Im Ganzen ist die Lage des freien Protestantismus in Deutschland ungünstig, schon wegen der politischen Erregung und der wirtschaftlichen Not. Frömmigkeit kann durchaus auch in Zeiten der Not kräftig sein; freie Frömmigkeit aber, zu der Suchen nach Wahrheit in Fragen des Glaubens gehört, Hingabe an Probleme der innersten Ueberzeugung, hat es schwer zu solchen Zeiten, in denen vielmehr der Kampf um die Macht, politische Kämpfe, nationale Leidenschaften die Menschen aufs stärkste in Anspruch nehmen. Und wenn auf Zeiten der Revolution solche der Restauration zu folgen pflegen, in denen man sich nach dem Alten zurücksehnt, so sind heute in Deutschland Wünsche und Bewegungen der letzteren Art mächtig. Das ist für den freien Protestantismus genau so ungünstig, wie die Stimmungen der Restauration nach 1815 es für den damaligen Rationalismus waren. Und der große sozialistische Teil unseres Volkes, der für keine Orthodoxie und keinen Pietismus zu haben ist, also, soweit er nicht bei seiner materialistischen Religionslosigkeit bleiben will, für den freien Protestantismus zu gewinnen wäre, steht ihm allermeist noch fern. Unsre Sozialdemokratie ist 1918 zu schnell zur politischen Macht gelangt. Sie hatte noch nicht die erwünschte Fühlung mit der überlieferten deutschen idealistischen Bildung der bis dahin führenden Kreise, geschweige denn mit dem Christentum. So bedeuten die Religiösen Sozialisten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie viel weniger als innerhalb der schweizerischen oder niederländischen. Und die politischen Gegensätze weiter bürgerlicher Kreise zur Sozialdemokratie sind bei uns noch so scharf oder sie sind wieder so scharf geworden, daß einige bewährte ältere Führer des kirchlichen Liberalismus in Deutschland zu den Religiösen Sozialisten kein freundliches Verhältnis gewinnen können.

Hat eine theologische Gruppe oder Schule bei uns, zunächst wenigstens, zum Sozialismus ein engeres Verhältnis gehabt, dann sind es die sogenannten dialektischen Theologen. Allerdings sind auch innerhalb dieser Gruppe, je größer sie wurde, Unterschiede um so mehr hervorgetreten, und einige ihr Angehörige stehen dem Sozialismus heute scharf entgegen. Was das Verhältnis zu den älteren theologischen Schulen und kirchlichen Parteien betrifft, so steht die dialektische oder kulturkritische Theologie, der Herkunft wie der Absicht nach, der sogenannten positiven Theologie nicht näher als der kritischen,

und ihre Konzentration auf die Grundgedanken reformatorischen Glaubens könnte durchaus zur Vergleichgültigung vieler Stücke der überlieferten Dogmatik führen. Aber daß die Dialektiker sich nicht nur vom landläufigen kirchlichen Vereinsbetrieb, sondern auch von vielen sozialethischen Einzelfragen abzuwenden pflegen, das hat oft die Wirkung, daß man sich um so eifriger wieder dem Ausbau eines genauen Lehrsystems zuwendet, einer neuen Orthodoxie, bisweilen auch die Wirkung, daß man um so eifriger sich für Stärkung des Kirchentums einsetzt. Ueberdies war die Arbeit der kritischen Theologie der letzten Jahrzehnte mehr historischen als grundsätzlichen, religionsphilosophischen Fragen zugewendet; der Name Harnacks ist dafür bezeichnend. Die dialektische Theologie aber ist geradezu antihistorisch. Und sofern sie dem Glauben den Vorrang vor aller Philosophie gibt, wirkt sie auch der bisherigen Art der religionsphilosophischen Arbeit entgegen. Aus all den angegebenen Gründen tritt diese starke jüngste theologische Schule im allgemeinen zum freien Protestantismus in schärferen Gegensatz als zu den konservativen Gruppen in unseren Kirchen.

Zu diesen Wirkungen der allgemeinen geistigen Lage kommen eine Reihe von konkreten und praktischen Schwierigkeiten. Teils drohen sie vorläufig nur, z. B. die Beherrschung unserer Kulturpolitik durch die Zentrumspartei. Viele deutsche Evangelische sind deshalb besonders böse auf das Zentrum, weil es so lange mit den Sozialdemokraten zusammengearbeitet habe. Tatsächlich brachte die politische Macht, die das Zentrum so gewann, dem Protestantismus mehr nur äußere Gefahren, weil das Zentrum zwar viel in Personenfragen, aber auf kulturpolitischem Gebiet wegen seiner roten Bundesgenossen nicht eben viel durchsetzen konnte. Sollte es bei uns aber künftig mit der Rechten sich verbünden, so wird die Wirkung eine solche staatliche Kulturpolitik sein, die zu weitgehender Klerikalisierung der evangelischen Kirchen führt.

Teils sind die Nöte schon seit längerer Zeit da. Für geistige Bestrebungen, fürs Bücherkaufen und Zeitschriftenhalten, vor allem auch für die Mitgliedschaft in Vereinen zur Pflege geistigen Lebens haben Unzählige kein Geld mehr. Wir haben vielleicht auf religiösem und kirchlichem Gebiet, wir haben besonders im freien Protestantismus zu viel Vereine und Bünde; dabei ist er aber im Ganzen doch zu schwach organisiert. Und der Stand, der früher dem freien Protestantismus führend gedient hat, die theologischen Universitätslehrer, geben sich heute zum guten Teil still dem vornehmen Betrieb ihrer gelehrten Forschung hin, meiden sorgfältig alle Kirchenpolitik. Wenn wir aber nicht, wie es manche unter uns gern möchten, mit einem Schlage einen einheitlichen Bund aller freien Protestanten in Deutschland begründen können, so ist daran nicht bloß die überlieferte Kleinstaaterei und landeskirchliche Zerspaltenheit schuld, sondern es besteht ein wirklicher Unterschied zwischen einem mehr volkskirchlich-sozialen und einem mehr weltanschaulich liberalen Typ von Vereinen des freien Protestantismus in den einzelnen Teilen Deutschlands.

Und wenn seit 1918, seit der Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirchen, die evangelischen Landeskirchen bei uns mehr und mehr ausgebaut werden, so ist es ein Gesetz der Geschichte des Christentums: Zeiten, wo man an der verfaßten Kirche baut und sie festigt, sind der Entfaltung freier Theologie ungünstig. Starkes Kirchentum ist freier Theologie hinderlich und freie Theologie lockert den Bau der Kirchen. Wir Deutschen haben gerade deshalb in der Theologie Vieles leisten können, was auch anderen Völkern wertvoll wurde, weil wir so viel Staatskirchentum, so wenig Kirche im Sinne des neuen „Jahrhunderts der Kirche" hatten. Heute wird eifrig an den Kirchen gebaut, ihre Macht gemehrt. Dies alles ermöglicht es, daß wieder Ketzerprozesse versucht werden, die in und nach dem Kriege unmöglich geworden zu sein schienen. Nachdem in Bayern Leimbach und Knote abgesetzt worden sind, was zunächst als bayrische Sonderart galt, versucht man jetzt in Hamburg Hennecke aus dem Amt zu entfernen. Gewiß hat auch dieser Fall sein Individuelles, aber daneben hat solcher Streit doch auch seine prinzipielle Bedeutung. Wirkliche Ketzergerichte würden zweifellos auch heute die Bedeutung haben, die Leute aufzurütteln, unserer freien Botschaft stärkeren Widerhall zu verschaffen. Aber zunächst einmal sind solche Fälle ein Zeichen davon, wie sehr unsre Gegner die Macht zu haben glauben. Sie haben die Mehrheit auf den meisten Synoden und das in den meisten Landeskirchen herrschende Siebwahlsystem und die Begünstigung der dörflichen Bezirke bedeutet, daß man breiteste Volkskreise von der Wahlbeteiligung zurückhält. Von dem oft als Vorbild hingestellten Baseler Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche, das in der Tat auf Deutschland herübergewirkt hat, ist gerade die Sicherung volkstümlichen Kirchenwahlrechts in Deutschland nicht übernommen worden.

2

Aber nun ist es Pflicht, auch Tatsachen von anderer Art darzustellen, Tatsachen, die dem freien Protestantismus g ü n s t i g sind oder günstig werden können.

Wir finden in Deutschland seit langer Zeit oft eine enge Verbindung kirchlich konservativer mit politisch konservativer Gesinnung. Stöcker hat mit seinem starken sozialen Interesse in diesen Kreisen wenig nachgewirkt. Solche konservative Gesinnung pflegt ehrlich und charakterfest zu sein. Aber daß viele evangelische Kirchenleute sich verbrüdern mit Vertretern eines Herrenstandpunkts, die unsozial gesinnt sind, mit Schwärmern für die Gewalt, die keine Achtung vor dem Recht haben, mit Predigern des Völkerhasses, die keinen Sinn für Frieden und Völkergemeinschaft haben, damit ist diese Art konservativen Christentums verurteilt, wirkungslos zu bleiben in weitesten Kreisen unseres Volkes, die der Kirche entfremdet sein mögen, aber vom Geiste des Neuen Testaments, von der Gesinnung Jesu noch genug wissen, um solch verweltlichtes Christentum abzulehnen.

Wenn sodann infolge der vorhin angedeuteten Entwicklung hier und da dialektische Theologie und konfessionelles Luthertum einen Bund miteinander geschlossen haben, so sind die innersten Motive beider zu verschieden, als daß solches Bündnis Bestand haben könnte. Aehnliches gilt vom Bündnis zwischen Nationalsozialisten und Kirchlich-Positiven, das hier und da für die Synodalwahlen erstrebt wird. Wohl die stärkste Wirkung der völkischen Bewegung auf das religiöse Denken unseres Volkes ist, daß das bisher kirchlich-konservative, bibelgläubige Landvolk es verlernt, das Alte Testament als Gottes Wort zu ehren. Durch diese Bewegung wird die überlieferte Geltung der Bibel zerbrochen, allerdings oft in einer Weise, an der kein ernster Christ Freude haben kann.

Sind das Schwächen der Stellung unserer Gegner, so haben andrerseits viele unserer Freunde umgelernt, hinzugelernt. Daß theologische Aufklärung, Kritik, Negation unwirksam bleibt oder mehr schadet als nützt, wenn mit ihr nicht fleißigste praktische Arbeit in den Gemeinden verbunden ist, diese Erkenntnis wird von vielen ernsten Vertretern des freien Protestantismus im deutschen Pfarrerstand heute besser als vor einem Menschenalter befolgt. Und in dem Stande, der mit dem Pfarrerstand zusammen die Arbeit unserer Kirche an unserem Volke hauptsächlich leistet, dem der Religionslehrer und -lehrerinnen an Volks- wie höheren Schulen, steht die überwiegende Mehrheit auf der Seite des freien Protestantismus, was bei kommenden Kämpfen noch wichtig genug werden kann.

Schließlich aber steht über allen Fragen der Zeitlage und der Kirchenpolitik, der Konjunktur und der Taktik, die Frage nach der Wahrheit und dem Recht unserer Sache. Daß der freie Protestantismus auch in Deutschland wieder stärker werden wird, davon sind wir überzeugt, weil wir in einer für alle Erkenntnis der Wahrheit aufgeschlossenen Ehrfurcht, in einer freien christlichen Frömmigkeit die tiefste Deutung von Welt und Leben sehen. Mag heute die Lage ungünstig sein, dann tun wir unsre Arbeit für morgen und übermorgen, für solche, die nach uns kommen. Unser ist die Saat; wann und wie die Ernte reift, steht nicht in unserer Hand. Aber wir bleiben bei Arbeit und Kampf des freien Protestantismus, weil wir glauben an die Macht des Geistes und an die befreiende Kraft der Wahrheit!

Kiel Hermann Mulert

Das nationalsozialistische Kirchenwahlprogramm

Hitler hat, wie der nationalsozialistische Pfarrer Dr. Wieneke in seiner Schrift: Die Glaubensbewegung „Deutsche Christen" (31 S., 50 Pf., Soldin, Madrasch) mitteilt, empfohlen, daß die Nationalsozialisten bei Kirchenwahlen nicht unter ihrem politischen Namen auftreten. Die Kirche müsse ihr eignes Leben haben. So nennen sich seine Anhänger in der Kirche „Deutsche Christen" (also zu unterscheiden von der schon länger vorhandenen Gruppe der „Deutschkirchlichen"). Am 6. Juni haben sie sich auf einer Versammlung in Berlin folgende Richtlinien gegeben:

1. Diese Richtlinien wollen allen gläubigen deutschen Menschen Wege und Ziele zeigen, wie sie zu einer Neuordnung der Kirche kommen. Diese Richtlinien wollen weder ein Glaubensbekenntnis sein oder ersetzen, noch an den Bekenntnisgrundlagen der evangelischen Kirche rütteln. Sie sind ein Lebensbekenntnis.

2. Wir kämpfen für einen Zusammenschluß, der im „Deutschen Evangelischen Kirchenbund" zusammengefaßten 29 Kirchen zu einer evangelischen Reichskirche und marschieren unter dem Ruf und Ziel:

„Nach außen eins und geistgewaltig
Um Christus und sein Wort geschart,
Nach innen reich und vielgestaltig
Ein jeder Christ nach Ruf und Art!"
(nach Geibel)

3. Die Liste „Deutsche Christen" will keine kirchenpolitische Partei in dem bisher üblichen Sinne sein. Sie wendet sich an alle evangelischen Christen deutscher Art. Die Zeit des Parlamentarismus hat sich überlebt auch in der Kirche. Kirchenpolitische Parteien haben keinen religiösen Ausweis, das Kirchenvolk zu vertreten und stehen dem hohen Ziel entgegen, ein Kirchenvolk zu werden. Wir wollen eine lebendige Volkskirche, die Ausdruck aller Glaubenskräfte ist.

4. Wir stehen auf dem Boden des positiven Christentums. Wir bekennen uns zu einem bejahenden artgemäßen Christusglauben, wie er deutschem Luthergeist und heldischer Frömmigkeit entspricht.

5. Wir wollen das wiedererwachte deutsche Lebensgefühl in unserer Kirche zur Geltung bringen und unsere Kirche lebenskräftig machen. In dem Schicksalskampf um die deutsche Freiheit und Zukunft hat die Kirche in ihrer Leitung sich als zu schwach erwiesen. Die Kirche hat bisher nicht zum entschiedenen Kampf gegen den gottfeindlichen Marxismus und das geistfremde Zentrum aufgerufen, sondern mit den politischen Parteien dieser Mächte einen Kirchenvertrag geschlossen. Wir wollen, daß unsere Kirche in dem Entscheidungskampf um Sein oder Nichtsein unseres Volkes an der Spitze kämpft. Sie darf nicht abseits stehen oder gar von den Befreiungskämpfern abrücken.

6. Wir verlangen eine Abänderung des Kirchenvertrages (politische Klausel) und Kampf gegen den religions- und volksfeindlichen Marxismus und seine christlich-sozialen Schleppenträger aller Schattierungen. Wir vermissen bei diesem Kirchenvertrag das trauende Wagnis auf Gott und die Sendung der Kirche. Der Weg ins Reich Gottes geht durch Kampf, Kreuz und Opfer, nicht durch falschen Frieden.

7. Wir sehen in Rasse, Volkstum und Nation uns von Gott geschenkte und anvertraute Lebensordnungen, für deren Erhaltung zu sorgen uns Gottes Gesetz ist. Daher ist der Rassenmischung entgegenzutreten. Die deutsche äußere Mission ruft auf Grund ihrer Erfahrung dem deutschen Volk seit langem zu: „Halte deine Rasse rein!" und sagt uns, daß der Christenglaube die Rasse nicht zerstört, sondern vertieft und heiligt.

8. Wir sehen in der recht verstandenen Inneren Mission das lebendige Tatchristentum, das aber nach unserer Auffassung nicht im bloßen Mitleid, sondern im Gehorsam gegen Gottes Willen und im Dank gegen Christi Kreuzestod wurzelt. Bloßes Mitleid ist Wohltätigkeit und wird zur Ueberheblichkeit gepaart mit schlechtem Gewissen und verweichlicht ein Volk. Wir wissen etwas von der christlichen Pflicht und Liebe den Hilflosen gegenüber, wir fordern aber auch Schutz des Volkes vor den Unfüchtigen und Minderwertigen. Die Innere Mission darf keinesfalls zur Entartung unseres Volkes beitragen. Sie hat sich im übrigen von wirtschaftlichen Abenteuern fernzuhalten und darf nicht zum Krämer werden.

9. In der Judenmission sehen wir eine schwere Gefahr für unser Volkstum. Sie ist das Eingangstor fremden Blutes in unseren Volkskörper. Sie hat neben der Aeußeren Mission keine Daseinsberechtigung. Wir lehnen die Judenmission ab, solange die Juden das Staatsbürgerrecht besitzen und damit die Gefahr der Rassenverschleierung und -bastardierung besteht. Die Heilige Schrift weiß auch etwas zu sagen von heiligem Zorn und sich versagender Liebe. Insbesondere ist die Eheschließung zwischen Deutschen und Juden zu verbieten.

10. Wir wollen eine evangelische Kirche, die im Volkstum wurzelt und lehnen den Geist eines christlichen Weltbürgertums ab. Wir wollen die aus diesem Geist entspringenden verderblichen Erscheinungen wie Pazifismus, Internationale, Freimaurertum usw. durch den Glauben an unsere von Gott befohlene völkische Sendung überwinden. Die Zugehörigkeit eines evangelischen Geistlichen zu einer Freimaurerloge ist nicht statthaft.

Diese 10 Punkte der Liste „Deutsche Christen" rufen zum Sammeln und bilden in großen Linien die Richtung für eine kommende Evangelische Reichskirche, die unter Wahrung konfessionellen Friedens die Kräfte unseres reformatorischen Glaubens zum Besten des deutschen Volkes entwickeln wird.

Wieneke gibt Erläuterungen zu diesen Sätzen. Reichswahlleiter der „Deutschen Christen" ist Pfarrer Hossenfelder, Berlin SW, Großbeerenstraße 64. (Von ihm ist auch eine Schrift „Die Richtlinien der deutschen Christen" zu beziehen mit Bekenntnissen von Kirchenmännern der Bewegung, die aus verschiedenen kirchenpolitischen Lagern stammen.) Von der „Christlich-deutschen Bewegung", deren Organ „Glaube und Volk" ist (herausgegeben von Heinrich Rendtorff, Wilm, Hirsch, Althaus), unterscheiden sich nach Wieneke die Nationalsozialisten, die „Deutschen Christen", „sofern der Volksgedanke der Christlich-deutschen Bewegung mehr der preußisch-konservative blieb und das Wesen des Rassenvolks im Sinne der göttlichen Schöpfungsordnung zu wenig berücksichtigte" (Wieneke S. 10).

Von besonderem Interesse ist natürlich, was Wieneke zu dem in Leitsatz 4 betonten, aus dem nationalsozialistischen Parteiprogramm übernommenen „positiven Christentum" sagt. Der erste Absatz seiner Erläuterung lautet:

„Wir stellen in unsere Richtlinien das Bekenntnis zum positiven Christentum als ein Kernstück hinein, obwohl wir wissen, daß um seinetwillen manche Christen unsere Kampfgemeinschaft mit den Bestrebungen der sogenannten „Positiven Union" der Preußischen Landeskirche in Verbindung bringen können. Der Gesamtgeist unserer Leitsätze läßt indessen erkennen, daß wir von dieser völlig unabhängig sind und ganz neue Wege wandeln. Es geht uns allerdings darum, die Unantastbarkeit der Bekenntnisgrundlage durch den Ausdruck anzudeuten. Aber unsere Bewegung läßt jedem einzelnen Glied dabei völlige evangelische Freiheit dem Kirchendogma gegenüber. Nur die Gemeinschaft als solche lehnt es ab, an den Glaubenssätzen zu rütteln." M

Wache Gewissen

Kundgebung des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses zur Heilighaltung der Ehe

Die deutschen evangelischen Kirchen tragen schwer daran, daß die Entfremdung von der Botschaft des Evangeliums und weithin äußere Lebensnot einen erschütternden sittlichen Niedergang im Gefolge gehabt haben. Die wirtschaftliche Lage, Arbeitslosigkeit und unerträgliche Wohnungsverhältnisse gefährden täglich den guten Willen zum Aufbau eines gesunden Familienlebens und die innere Bereitschaft zur Heiligung des geschlechtlichen Lebens. Aber solange Gott seinen Auftrag an die Kirche aufrecht erhält, müssen und wollen wir im Vertrauen auf seinen Beistand mit der Verkündigung seines Willens und der Botschaft von der Gnade, die Sünden vergibt, helfen, daß das Gewissen jedes einzelnen sich recht zu entscheiden vermag. Ernst und nachdrücklich erinnert deshalb der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß an die Kundgebung des evangelischen Kirchentages 1927 „Ueber die Heiligkeit der Ehe" und fragt:

Evangelische Christen, ist unser Gewissen wach? Wache Gewissen sind nötig!

Nur ein waches Gewissen wird Gottes Willen und Gebot in der für den einzelnen Christen bestehenden Notlage erkennen und aus dem Evangelium von Gottes sündenvergebender Gnade Kraft zu der für einen evangelischen Christen unerläßlichen sittlichen Entscheidung nehmen. Wache Gewissen fordert die Verantwortung, die uns evangelischen Christen für das Leben unseres Volkes und für die Erhaltung der deutschen Familie von Gott auferlegt ist.

Wache Gewissen sagen „Ja"

zu der Ehe als einer seelisch-leiblichen Gemeinschaft zwischen dem einen Mann und der einen Frau. Beide sind ihre Ehe am Tage der Trauung vor Gott und in Gegenwart von Zeugen mit dem feierlichen Versprechen eingegangen, sie halten zu wollen, bis der Tod scheidet. „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden" (Matth. 19, 6 b);

zu der heiligen Würde der Mutterschaft, zu der Freude am Kinde, dem Segen, der von einer rechten kinderreichen Familie auf alle ihre Glieder und auf das ganze Volk ausgeht, und dem Schutz des keimenden Lebens auch in der von Sünde und Not bestimmten Lage der Gegenwart;

zu der Heiligung und sittlichen Beherrschung des Geschlechtslebens, ohne die ein gesundes Leben weder in der Ehe noch sonst möglich ist (6. Gebot).

Wache Gewissen sagen „Nein"

zu allen Versuchungen, die lebenslängliche Einehe zu lockern und zu zerstören;

zu jeder Beschränkung der Geburten aus Gründen der Selbstsucht, der Bequemlichkeit oder des Genußlebens. Gott will Vertrauen zu seiner Führung und zu der Kraft seiner Gnade;

zu jedem vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr.

Evangelische Christen! Ringt um ein waches Gewissen!

Wachen Gewissen schenkt der heilige Gott nicht nur die Erkenntnis seines Willens in den Fragen der geschlechtlichen Sittlichkeit und der Ehe, sondern auch die Fähigkeit und Kraft zu sittlicher Entscheidung. Da, wo der Druck der Lebensnot vielen Brüdern und Schwestern in unserem Volk zur Versuchung wird, hilft Gott dem Menschen wachen Gewissens, für sich selbst auf Bequemlichkeit und äußere Güter in Hingabe und Opfer zu verzichten und dadurch den andern die versucherische Not zu erleichtern.

Evangelische Christen! Ist unser Gewissen wach?

Bücher und Schriften

Die Dialektik der paulinischen Existenz. Ein morphologischer Versuch. Von Robert Steiger. Untersuchungen zum Neuen Testament, Heft 20. Hinrichs, Leipzig 1931. 230 S. 12.60, geb. 15 M.

Steiger will eine neue Darstellung der paulinischen Theologie geben, die Paulus an seinem eigenen Rückgrat in seiner ursprünglichen Größe wieder aufrichtet. Eine scharfe Abrechnung mit der bisherigen Forschung bildet darum den Anfang. Als richtige Methode wird dann gefordert, den historischen Gegenstand auf Grund des ihm immanenten individuellen Gesetzes zu erfassen. Bei Damaskus brach die Dialektik in die pharisäische Existenz des Paulus, Gottes Wille und Gottes Zukunft waren nun (im Gegensatz zu seiner jüdischen Zeit) durch Christi Gegenwart verbunden. In dieser Dialektik liegt der Schlüssel zum Verständnis des Paulus. Die Frömmigkeit des Paulus ist darum zugleich an Christus sich angleichende Mystik und auf Christi Wiederkehr hinwirkende Eschatologie. Das Lebensgesetz Christi und seines Mysten sind identisch, aber die Identität wird erst in der Ankunft Christi vollständig. Aus dem dialektischen Gegeneinander von Mystik und Eschatologie werden dann im Einzelnen die körperliche Verfassung des Paulus, sein Leben, sein Denken abgeleitet. Die Rechtfertigungslehre zeigt sich dabei als der Versuch, die dialektische Existenz mit undialektischem Denken zu begründen, was scheitern muß. Die ganze Theologie des Paulus aber ist der Versuch, die Gegenwart aus der Vergangenheit und Zukunft als denknotwendig zu verstehen.

Zweifellos ein geschlossener Versuch, die Gedanken des Paulus von einem Mittelpunkt aus zu deuten. Und die beiden Thesen, daß alles Denken des Paulus an dem Gegensatz von Gegenwart und Zukunft orientiert ist, und daß der Gläubige die Daseinsform Christi nachbildet, sind sicher richtig. Aber dabei schematisiert Steiger die Gedanken des Paulus unzulässig. Der Versuch, „Paulus besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden hat", führt häufig dazu, Gedanken zu konstruieren, die überhaupt nicht vorhanden sind (z. B. daß der geistbesitzende Christ des Gerichts schon enthoben sei). Und wenn auch das Leben des Paulus aus der „Dialektik seiner Existenz" konstruiert wird, so läßt dieses Kapitel jede historische Kritik gänzlich vermissen. Auch weiß ich nicht, warum Steiger so kompliziert spricht. Und schließlich: was er sagt, ist doch nur zum Teil neu; warum meint er, mit einer derartigen Ueberlegenheit alle bisherige Forschung abtun zu können? Wenn man neue Thesen aufstellen will, so beweise man sie durch Einzelexegese (die bezeichnenderweise gänzlich fehlt!), aber nicht nur durch temperamentvolle Ablehnung anderer Meinungen.

Werner Georg Kümmel

Johann Hinrich Wichern. Von Martin Gerhardt. **Friedrich von Bodelschwingh.** Von Wilhelm Kähler. Schriften des Instituts für Sozialethik und Wissenschaft der Inneren Mission. Herausgegeben von Reinhold Seeberg. Heft 3. Leipzig, A. Deichert 1932. 55 S. 1.90 M.

Wicherns Biograph Gerhardt legt auf 37 Seiten den „Versuch eines Gesamtbildes" vor, eine wohlabgewogene Charakteristik von Wicherns Persönlichkeit und Werk. Es ist wohl das Brauchbarste und Beste, was bisher in Kürze über Wichern geschrieben ist.

Ebenso wertvoll ist das von Kähler entworfene Charakterbild Bodelschwinghs. Es hat seinen eigenen Reiz, daß es nicht von einem Theologen, sondern von einem Professor der Staatswissenschaften stammt. Alles an und um Bodelschwingh ist mit großer Treffsicherheit gezeichnet; auch solche Züge wie der einer „ungewöhnlichen Schlauheit" werden nicht retuschiert.

Gustav von Rohden

Christusleib und Nächstenschaft. Von D. Bruno Gutmann. Feuchtwangen, Frankenverlag Sommer & Schorr 1931. 266 S. 4.50, geb. 5.50 M.

Man kann dies Buch eigentlich nur besprechen als ein Teilstück von Gutmanns Lebenswerk. Er ist Theologe, Missionar der Leipziger lutherischen Mission unter den Dschagga am Kilimandscharo. Brauch, Sitte, Recht und Lebensweisheit der Dschagga sind ihm in langer, hingebungsvoller Tätigkeit innerster Besitz geworden. Unter Theologen ist er vor allem durch sein Werk „Gemeindeaufbau aus dem Evangelium" bekannt geworden. Weitere Kreise der Missionsfreunde aber stehen noch unter dem lebendigen Eindruck seines Referats „Das unsichtbare Reich" auf der Herrnhuter Missionswoche 1930. Dies Referat ist in dem hier besprochenen Buch enthalten.

Gutmanns Veröffentlichungen zeichnen sich durch eine sehr persönliche, manchmal fast eigensinnige Sprache aus. Man kämpft seitenlang mit jedem einzelnen Satz, ehe man ihn bewältigt hat, steht dann aber doch bewundernd vor der Sprachkunst des gelehrten Verfassers. Die immer wieder neu vorgetragene These Gutmanns lautet: Jedes Volk ist von Gott in volksorganische Einheiten gegliedert und zwar in Abstammungseinheit, Nachbarschaft und Altersklassenkameradschaft. Diese volksorganischen Einheiten sind die Aufnahmestätten für den Geist der Gottessohnschaft in Jesus Christus: in wechselseitiger selbstverleugnender Ergänzung und Stellvertretung erwächst eine Gemeinde und Kirche. Im Gegensatz dazu nennt Gutmann die unmittelbare Beziehung des Gewissens vom Einzelnen her auf Gott allein und die Anwendung der Bibel als Erbauungsbuch für die Einzelseele Verdunklung der Absichten Gottes. Gutmann erhält und stärkt die vorgefundenen Formen völkischen Zusammenlebens (Abstammungseinheit, Nachbarschaft und Altersklassenkameradschaft), er „durchchristet" sie und baut von ihnen her und nicht von der Einzelbekehrung her die neue Gemeinde Christi auf. So verficht er es nun lehrmäßig. Er sieht den Fluch unserer Zeit in der dem wirklichen Leben nicht entsprechenden Vereinzelung, Loslösung aus den gegebenen volksorganischen Einheiten. Grade die Kirche leidet nach seiner Meinung am schwersten unter diesem Fluch, einmal unter der Setzung der Einzelbekehrung als Norm, zweitens unter der bewußt und gewollt getriebenen Absonderung von Kerngemeinden, Konventikeln und Häuflein Erretter aus der Gesamtheit der Kirche. Das sind Feststellungen, die von anderswoher längst gemacht worden sind, nur noch niemals mit solcher Eindrücklichkeit, in solcher Frontstellung und, das ist das Wertvollste, mit solcher unmittelbaren Beziehung auf Luther und die Reformation. Immer wieder sucht Gutmann den kleinen Katechismus Luthers zu erweisen als von der Volkseinheit her, von der Verantwortung für den Nächsten und nicht vom Einzelnen her gemeint. So erhält das Werk Luthers in bedeutsamer Weise neues Licht.

Bedenken freilich dürfen nicht verschwiegen werden. So wahr es ist, daß der Einzelne losgelöst von seinem Volk und dessen Bindungen nichts ist, sondern nur als Glied seines Volkes ein Lebensrecht hat, so wahr muß es bleiben, daß ohne Ergriffenheit der Einzelnen niemals das Ganze ergriffen wird. Man muß beides nennen, wenn man der ganzen Fülle göttlicher Offenbarung und Wirksamkeit näher kommen will: die Volksgesamtheit in ihren Vergliederungen und Lebensformen, aber auch das einzelne Glied mit seinem Lebensrecht — wenn es sein muß gegen das ganze Volk und seinen Herrschaftsanspruch über den Einzelnen. Gutmann läßt das Recht des Einzelnen zu kurz kommen. Die überaus starke Betonung der Wichtigkeit und Gottgewolltheit volksorganischer Einheiten scheint mir der vorchristlichen Stufe der Volksreligion sehr nahe zu kommen. Grade bei afrikanischen Völkerschaften sind doch vorchristliche Religion und Stammeseinheit und -gliederung so eng miteinander verwachsen und verwoben, bedingen sich gegenseitig, leben voneinander und miteinander, daß, wie die Erfahrung gediegenster evangelischer Missionare zeigt, mit der Annahme des Christenglaubens nicht bloß die alte Religion zerbricht, sondern auch oft alte Volks- und Stammeseinheiten aufgegeben werden, ohne daß etwa die Mission von sich aus dazu nötigte. Es haften doch nicht bloß vor- sondern unterchristliche Kräfte aber- und irrgläubiger Art an manchen Stammes- und Sippengliederungen. Aber im Ganzen sollen diese Zeilen dazu ermutigen, nicht nur das Werk Gutmanns zu lesen, sondern alle seine Schriften.

Karl Weinhold

Geschichte der Deutschen Orient-Mission. Von Richard Schäfer. Potsdam, Lepsius, Fleischmann & Grauer 1932. 124 S. 2.50 M.

Der Name Johannes Lepsius bedeutet ein Stück Kirchengeschichte. Insofern bedauert man es, daß hier die Würdigung dieser einzigartigen Persönlichkeit und ihres Lebenswerks so knapp, so summarisch vollzogen wird. So ist die Schrift ein Anfang, dem später in besinnlicherer Zeit eine größere Monographie folgen muß. Dem Kreise um die „Christliche Welt" sagt das Buch nichts Neues. Martin Rade ist von Anfang an für Lepsius und das christliche Armenien eingetreten. Lepsius hat gemahnt, gewarnt, gebeten, gearbeitet. Aber alles hat den Untergang des armenischen Volkes nicht aufhalten können. Eine gott-lose Politik hat sich als ohnmächtig erwiesen — trotz guten Willens einzelner Führender. Die Deutsche Orient-Mission leistet an ihrem bescheidenen Teil Samariterdienste an den Trümmern des armenischen Volkes. Auch Mohammedaner-Mission treibt sie, und zwar in Bulgarien. Ueber all das wird berichtet. Wenig bekannt dürfte, wenigstens bei den Jüngeren, die Kundgebung der 4. Preußischen Generalsynode vom 29. November 1897 zu den Armeniergreueln sein. Man lese sie an Ort und Stelle selber nach (S. 17 f.) — ein wirkliches Zeugnis christlicher Solidarität, ein Vorbote ökumenischer Verwirklichung. Leider hat auch sie das grausame Schicksal Armeniens nicht verhindern können.

Karl Weinhold

Heidenmission und Nationalsozialismus. Von Walter Braun. Berlin. Heimatdienstverlag 1932. 48 S. 0.75 M.

Adolf Hitler schreibt in „Mein Kampf" (S. 445): „... man staunt mit blöden Gesichtern über die geringe Wirkung des christlichen Glaubens im eigenen Lande, über die entsetzliche Gottlosigkeit dieses körperlich verhunzten und damit natürlich auch geistig verlumpten Jammerpacks, und sucht sich dafür mit Erfolg bei Hottentotten und Zulukaffern mit dem Segen der Kirche zu entschädigen. Während unsere europäischen Völker, Gott sei Lob und Dank, in den Zustand eines körperlichen und moralischen Aussatzes verfallen, wandert der fromme Missionar nach Zentralafrika und errichtet

Negermissionen, bis unsere ‚höhere Kultur' aus gesunden, wenn auch primitiven und tiefstehenden Menschenkindern auch dort eine faulige Bastardenbrut gemacht haben wird." Dies Wort bildet den inneren Ausgangspunkt der kleinen Schrift Brauns. Er sagt selbst, daß er als Redner für die Berliner Mission sich oftmals mit Nationalsozialisten, die ebenso wie Hitler der Mission ablehnend gegenüberstehen, habe auseinandersetzen müssen. Diese Entstehung aus dem praktischen Kampf verleugnet die Schrift nicht. Sie sagt, was zu sagen ist, verkürzt niemals den evangelischen Gottes- und Christusglauben, sondern stellt seine ewige Wahrheit nachdrücklich heraus gegenüber den zeitgeborenen und zeitgebundenen Ansprüchen des Nationalsozialismus. Dabei widerfährt dem Nationalsozialismus auch insofern eine Belehrung, als der Verfasser auf die volkserhaltenden, rassehebenden und rasseveredelnden Wirkungen der deutschen evangelischen Heidenmission hinweist. Weil Brauns Schrift sich jeder Ueberheblichkeit, jeden Richtegeistes und trotz unverhohlener Sympathie für die nationalsozialistische Bewegung jeglicher Lobhudelei fernhält, wird die Schrift ein guter Ausgangspunkt für fernere Betrachtungen sein können.

Karl Weinhold

Die Frau am Altar. Von Gertrud Spörri. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1931. 192 S. 3.50, geb. 4.50 M.

Die erste Priesterin der Christengemeinschaft schreibt hier über ihr Amt, in dem sie zahlreiche Nachfolgerinnen gefunden hat, in blühender, poetischer Sprache und in begeisterten Bildern, in der symbolisierenden Art, die der Christengemeinschaft eigen ist, mit überraschenden, blendenden Vergleichen. Sie geht aus von der vorchristlichen Zeit, in der es ein Priestertum der Frauen gab; die seit Vertreibung der Vestalinnen 394 zum Schweigen gebrachten Priesterinnen sind in der Christengemeinschaft wieder erweckt: aus dem „Christus in mir" ergriff die Frau den Willen zum neuen Priestertum des Menschen. Durch die Mütterlichkeit wissend, zieht die Frau am Altar das Ewige zu sich heran und in sich hinein. Das wird dann durch die sieben Sakramente durchgeführt. Ein hoher Begriff vom Priestertum durchzieht das ganze Buch; es ist dabei zugleich im besten Sinne modern: Prächtig, wie sie das Problem der Zeit: die Frau im Beruf, behandelt. Die Frau hat das Recht auf Arbeit, sie ist Gestalterin der Kultur mit den ihr verliehenen Kräften. Sie findet ihre Persönlichkeit, glaubt das Christentum dabei abzustreifen, und es ist doch nur eine Form des Christentums, von der sie sich losſagt, nicht die wahre. Das Buch ist ein neuer Beweis, wie gut es die Christengemeinschaft versteht, den Bedürfnissen des modernen Lebens entgegenzukommen.

Ewald Stier

Willst du gesund werden? Von Dr. Karl Alt. Halle a. S., Carl Marhold 1932. 156 S. 3 M.

Man darf das gediegene, reichhaltige, vom Verlag geschmackvoll ausgestattete Andachtsbuch für Kranke wohl als eine schöne Frucht der Deutschen evangelischen Irrenseelsorgervereinigung bezeichnen, die auf ihrer vorjährigen Konferenz in Bad Boll dem Ansbacher Anstaltspfarrer Alt den Auftrag erteilte, mit einer Reihe von Spezialkollegen und mehreren Psychiatern das Buch für den Dienst der Kranken, insbesondere der psychisch Leidenden zu schaffen. Das Geleitwort schrieb Prof. Ulmer (Erlangen). An diesem Buche sollen unsere Kranken etwas vom Trost der Gemeinschaft erleben, der ihnen von der Kirche und von dem, der unser Heiland ist, zufließt; Erquickung und Ermutigung bieten „Worte und Winke" bedeutender Aerzte (Heim, Albert Zeller, Ludwig Schleich, Albert Schweitzer), die zahlreichen Trost- und Freudenlieder unserer Kirche, Aussprüche bekannter Männer (Löhr, Bazzel, Bodelschwingh, Kierkegaard, Rosegger, Raabe, Goethe u. a. m.). Andachten, denen man anmerkt, daß sie aus dem vertrauten Umgang mit Kranken erwachsen sind. Dankbar werden viele auch Alts Einführung „Der Christ und die Krankheit" und die Schlußworte von Pfarrer Knabe (Dösen) über „Die Sünde wider den Heiligen Geist" lesen. Das Buch sollte in allen Krankenhäusern und Heilanstalten und in stillen Krankenstuben ein Freund sein. Man wünschte es aber auch in die Hände vieler Pfleger, Pflegerinnen, Schwestern und Seelsorger.

Karl Naucke

Deutscher Geist in Gefahr. Von Ernst Robert Curtius. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1932. 132 S. 2.25 M.

Das Buch des bekannten und gerade in jüngeren akademischen Kreisen geschätzten Romanisten Curtius richtet sich an die geistige Führerschicht Deutschlands, die noch den „Glauben an Deutschland und den universalen Geist" hat und die darum die Verantwortung spüren muß, die ernstlich gefährdeten Bildungsgüter zu wahren. Voller Besorgnis sieht Curtius wie jeder wahrhaft Gebildete die schwere Erschütterung des Bildungsideals, das, wie er es mit Recht definiert, „die Daseinsform des deutschen Bürgertums" gewesen ist. Darum will er an die Stelle des „Kulturabbaus" einen „Kulturaufbau" setzen und fordert einen „Kreuzzug für die deutsche Volksbildung", einen Arbeitslosenbildungsdienst unter einheitlicher Leitung, ein Gedanke, der hoffentlich nicht nur Anregung bleibt, sondern im nächsten schweren Winter zur Tat wird. Gegen den „Kulturhaß" in Deutschland, ob er völkisch oder als Oppositionswissenschaft (Soziologismus) sozialistisch orientiert ist, ruft er die „Stillen im Lande" auf, um nicht nur die Traditionsgüter zu hüten, sondern auch eine „Renaissance" des deutschen Geistes zu ermöglichen. Er erhofft von dieser Renaissance eine neue „Lehre vom Menschen" und eine neue „Lehre vom Sein", die nur in Deutschland entstehen kann, weil nur wir so stark die Problematik der Bildung erlebt haben. Curtius sieht die Voraussetzung für diese Erneuerung in der Verschmelzung der nationalen und der humanistischen Idee. Unter Humanismus versteht er (S. 113) die „Selbstbegegnung" des modernen Abendländers mit der Antike, einen mehr irrational-gefühlsmäßigen als intellektuellen Akt, der den Erlebenden zu den geistigen Quellen des Seins zurückführt, denn wir verdanken den Griechen Norm und Maße der Sinne wie des Geistes. Dieser immer religiös bedingte Humanismus ist für Curtius die einzige Möglichkeit, das Absinken der Kultur in Barbarei zu verhüten, weil er allein „den Wesensstufen des Menschenlebens" einen Sinn geben kann. Aus dieser kurzen Zusammenfassung des Inhalts geht hervor, daß sich Curtius nur an eine geistige Elite wendet und nur von dieser ein Aufhalten und Dämmen des Revolutionismus erwartet, der — geschichtlich bedingt — die tierischen Triebkräfte des Menschen entbindet. Mögen die goldenen Worte dieses Kulturphilosophen die Ohren recht vieler Intellektueller — in allen Lagern — erreichen, die als Intellektuelle den Geist verneinen!

Erna Ohm

Chronik

Der Evangelische Oberkirchenrat der Altpreußischen Union hat einen Runderlaß zu den Kirchenwahlen veröffentlicht, in dem er auf die Bedeutung der Wahlen und auf ihren kirchlichen Charakter hinweist (offenbar gegenüber den Versuchen, sie zu politisieren).

Der Landeskirchenrat der Thüringer Kirche wendet sich im Hinblick auf die Gewalttätigkeiten der letzten Zeit an alle Kirchenglieder, besonders an alle leitenden Persönlichkeiten in Staat und Gemeinde, in politischen Parteien und freien Vereinigungen, an die Vertreter der Presse, daß sie wirklich alles tun, um dem Geiste des Hasses und der Verhetzung entgegenzuwirken. „Die Kirche hat nicht die Macht, die Wirtschaftsverhältnisse zu ändern, aber sie hat die Pflicht, das Verhalten der Menschen zu beeinflussen, daß bessere Verhältnisse geschaffen werden. Wir haben uns bereits an die Thüringer Staatsregierung und an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß gewendet, daß sie beide bei der Reichsregierung vorstellig werden, die Verordnung des Reichspräsidenten vom 14. Juni 1932, die sehr schwer empfundene Kürzungen der Arbeitslosen-, Krisen- und Wohlfahrtsunterstützungen, der Invaliden- und Unfallrenten, der Unterstützungssätze für Kriegsbeschädigte und Kriegerhinterbliebene bringt, abzuändern."

Der Senat der Universität Halle/Wittenberg erklärt in einem Aufruf, daß auch für die Rechtsgeschichte, Medizin, Geschichte, Neuere Philologie und in weiterem Umfang auch für die Naturwissenschaft die humanistische Vorbildung die beste Vorbereitung ist, die für Theologie und Altertumswissenschaft und Sprachenvergleichung selbstverständlich ist. DEK 32

In Halle fand unter Leitung von Professor Eger mit 60 Teilnehmern ein Religionsunterricht für Erwachsene statt: Einführung in das Wesen der Bibel und ihre Bedeutung für die Gegenwart, drei Vorträge über Altes Testament, zwei über Jesus, drei über Paulus.

Die Gotteskastenvereine Hannover, Oldenburg und Braunschweig haben den Namen „Martin Luther-Vereine" angenommen, desgleichen der kürzlich begründete Verein in der Schweiz gleich bei seiner Gründung. AELKZ 32

Der bayrische Staat hat dem Landesverband für Innere Mission die Feste Cadolzburg bei Fürth unter günstigen Bedingungen als Ferienlager und Tagungsräume evangelischer Vereine und Verbände vermietet.

In Deutschland bestehen von der szientistischen Mutterkirche in Amerika anerkannte Zusammenschlüsse der „Christlichen Wissenschaft" in Bielefeld, Blankenburg, Breslau, Dresden, Hamburg, Hannover (2 Kirchen), Karlsruhe, Leipzig, München, Stettin, Berlin (6 Kirchen).

In den ersten sechs Monaten des Jahres 1932 wurden mehr jüdische Friedhöfe geschändet als im ganzen Jahre 1931. Insgesamt sind seit 1923 125 Friedhofschändungen in Deutschland vorgekommen, davon 67 in Preußen, 27 in Bayern, 11 in Baden, 6 in Hessen. CV Zt Juli

Der zum Rücktritt gezwungene Erzbischof Kordatsch in Prag hat in Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage und die Geldnöte eines Großteils der Prager Bevölkerung auf die Hälfte seines Ruhegehalts zugunsten der Prager Caritas-Mensa verzichtet. DEK 32

Mit der neuen Regierung ist in Frankreich an die Stelle des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht das Ministerium für nationale Erziehung getreten. Ref Kz 32

Le Christianisme social hat unter den Zeitschriften dieser Art im Weltprotestantismus die höchste Auflage. ED 32

Der Antrag der Synodalkommission der Hervormde Kerken in Holland, Missionare, die lange Zeit in Indien waren und in die Heimat zurückkehren mußten, für das Pfarramt zuzulassen, ist von den Bezirksversammlungen großenteils nicht angenommen worden. epn

Gegenüber dem Propagandafeldzug der Gottlosen in England hat sich ein Komitee der kirchlichen Protestbewegung gegründet, das mit sämtlichen religiösen Kreisen Englands in Verbindung getreten ist.

Der Gouverneur von Malta, Lord Strickland, ein Katholik, ar in starke Mißhelligkeiten mit den beiden Bischöfen geraten. ie römische Kurie hatte den Maltesern unter Todsünde verboten, e Partei Lord Stricklands zu wählen; es gelang, volle zwei Jahre e Wahlen zu hintertreiben und die Verfassung außer Kraft zu tzen. Jetzt hat nach „Manchester Guardian" vom 10. Juni 1932 ord Strickland folgende Abbitte geleistet: „Lord Strickland, raf von Catena, bedauert aufrichtig, daß er in Parlamentsdebatten England und Malta und bei andern Gelegenheiten zur Verteidi- ung gegen politische Gegner mit der Kirche und ihrer Autorität zu nem Zusammenstoß geführt und dabei Worte gebraucht hat, die rrückgenommen werden sollten und die er tatsächlich zurücknimmt, nd für die er demütig und ohne jeden Vorbehalt um Verzeihung bittet. Deshalb erklärt Lord Strickland feier- ch, daß er sein ganzes Leben hindurch fest entschlossen gewesen sei, n treuer Sohn der Kirche zu sein, in deren Herde er immer zu erbleiben wünsche." DEK 32

Die Reichskollekte für die ökumenische Bewegung ist vom chwedischen Kultusminister bewilligt worden.

Die Kommission der selbständigen orthodoxen Kirche in olen nahm die Bedingungen des Bischofs Faron betreffs Eini- ung der polnischen mit der übrigen orthodoxen Kirche an: An- ahme des nicenischen Glaubensbekenntnisses, wie es im großen atechismus der orthodoxen Kirche enthalten ist, Abendmahl unter eiderlei Gestalt und einige liturgische Gebräuche. Die Synode der rthodoxen Kirche muß noch darüber Beschluß fassen.

Sämtliche christliche Gemeinden Persiens wollen sich zu einer ersischen Gesamtkirche vereinigen. Auf der Tagung in Teheran luguft 1931 waren 66 Perser und 29 Missionare vertreten.

Die indische Vereinigung Hindulga (Selbstachtung) ist der nternationale proletarischer Freidenker beigetreten. Sie führt nen offenen Kampf gegen den Gandhismus und gibt eine Zeit- hrift heraus, die sich zu dem Grundsatz bekennt: Für eine revo- tionäre Einheitsfront gegen alle und jede Religion.

Auf der Insel Sachalin besteht keine orthodoxe Gemeinde ehr, dagegen haben die Baptisten und Evangeliumschristen viele lnhänger gefunden; die führende Gemeinde der Evangeliums- risten befindet sich in Alexandrowsk. Ref Kz 31

Die Generalsynode der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten hat den Unionsplan mit der Evangelischen ynode von Nordamerika einstimmig angenommen.

In Frankreich ist eine evangelisch-russische Bewe- ung mit dem Sitz in Paris organisiert, die den russischen Flücht- ngen in Frankreich und in den benachbarten Ländern das Evan- elium bringen will. In Frankreich, Belgien und Luxemburg leben ur Zeit eine Million Russen, darunter 400 000 Flüchtlinge. PZ 27

Der evangelische kleine Rat in Graubünden hat der Ge- einde Furns, die entgegen den gesetzlichen Bestimmungen einen eiblichen Pfarrer angestellt hat, den Pfrundsfonds solange u sperren und keine Zinsen auszuzahlen beschlossen, als die Ge- einde nicht einen wählbaren männlichen Pfarrer anstellt. Schw ef Kz 24

In Italien ist eine neue Kongregation in bürgerlicher Kleidung Die armen Diener von der göttlichen Vorsehung" mit dem Sitz in erona begründet worden.

Als Gegenstoß gegen die römischen Bestrebungen auf Zurück- führung der Russen in den Schoß der römischen Kirche beabsichtigt ie orthodoxe Kirche in Rom ein Bistum zu errichten. ine neue orthodoxe Kirche in Rom wurde eingeweiht; bisher gab s dort nur eine kleine Kapelle. Ev Gem Bl. Pos. 10

Von Personen. Berufen: Professor Friedrich Stum- er in Freising für Altes Testament und biblische Sprachen nach Würzburg, Pastor Liz. Theodor Hoppe, Privatdozent in Göt- ngen, zum Studiendirektor des Predigerseminars Erichsburg. Pro- ioviert: Pfarrer Karl Müller in Kleinwelka zum Liz. h. c. von eipzig, aus Anlaß des Herrnhuter Missionsjubiläums. Gestorben: . Reinhard Mumm, der Führer der Kirchlich-Sozialen, bis or kurzem M. d. R., in Berlin.

E St

Verschiedenes

Den Ernst der politischen Lage mögen unsre Leser im In- und Ausland auf Grund des folgenden Wortes überdenken, soweit sie s noch nicht kennen:

„Die seit Jahren anwachsende politische Krisis ist in Deutschland n ihr akutes Stadium getreten. Wir sind nach wie vor der Mei- ung, daß ihre hauptsächlichsten Gründe außenpolitischen Ursprungs ind. Man kann nicht durch Jahrzehnte hindurch ein großes Volk olitisch und wirtschaftlich unter Zwang halten, ohne daß es in olitischer und wirtschaftlicher Hinsicht krank wird. Jeder, der den nneren Umschwung der Jahre 1918 und 1919 erlebt hat, weiß, daß as deutsche Volk sich damals zu einem ernsten Friedenswillen urchgerungen hatte. Aber vom Bruch des Waffenstillstands an, iber den Gewaltakt von Versailles, über all die Verletzungen der Gerechtigkeit bei den Abstimmungen, über Ruhrinvasion und son- tige „Sanktionen" bis hin zu der Nichteinhaltung der gegebenen ositiven Versprechen und ihrem krassesten Fall, der Weigerung ur Erfüllung der Abrüstungsverpflichtung, haben sich die Staaten, ie den Krieg von Versailles erklärt haben, an der Seele des deut- chen Volkes auch weiterhin vergriffen. Ich verkenne nicht die Fehler des deutschen Volkes, die ich meinen Landsleuten oft genug vorhalte, auch wenn ich sie nicht für so groß halte, wie sie die Rechts- parteien in Deutschland von dem Weimarischen und die Links- parteien von dem Potsdamer Deutschland aussagen; andererseits sind sie größer, als jedes parteiische Deutschland sie von seiner eigenen Partei anerkennt. Aber alle diese Fehler und Versäumnisse eines im Kampfe aufgeriebenen Volkes können von einem gerechten Beurteiler nicht gleichgesetzt werden der Willkür des Siegers, der das Schicksal des Besiegten, nicht nur sein materielles, sondern auch sein seelisches Schicksal, in Händen hielt. Dreizehn Jahre schwerster Mißhandlung äußerer und innerer Art haben es dahin gebracht, daß eine auf ruhige Führung nach innen und außen ein- gestellte Regierung keine Mehrheit im Volke mehr findet. Und es ist natürlich, daß das Pendel einer die gesamte Lage registrierenden Volksstimmung nach rechts ausschlägt.

Diese Entwicklung ist so folgerichtig, daß wir, die wir sie nicht nur dem Inland, sondern auch dem Ausland immer wieder voraus- beschrieben haben, uns auf unser Vorherwissen nichts einzubilden brauchen. Um so ernster sollten sich unsere Freunde im Ausland fragen, ob es recht war, als viele von ihnen unsere Warnungen in den Wind schlugen. Wir haben ihnen seit sieben Jahren unauf- hörlich gesagt, daß sich an der Abrüstungsfrage die weltgeschichtliche Entscheidung über Tod und Leben der Völker abspielen müßte. Wir haben in den letzten Jahren zugleich auf die andere damit ver- kuppelte Gefahr hingewiesen, daß die Schuldsklaverei des deutschen Volkes nicht nur dieses, sondern die ganze Welt in eine Krisis hineinziehe, die eine Krankheit zum Tode werden könne. Ich habe Vorhersagen in Zahlen gewagt: Wenn die durch den Reparations- unfug ins Maßlose gesteigerte Weltwirtschaftskrisis in Deutschland, wo der Kapitalmangel sich am schwersten auswirkt, ein Arbeitslosen- heer von mehr als acht Millionen auf die Beine stellt, dann werden von diesem Heer die Verhältnisse nicht nur in Deutschland, sondern in Europa auf den Kopf gestellt. Wird dieser Punkt, der im letzten Winter noch vermieden wurde, im nächsten erreicht? Aber mit dem wirtschaftlichen Druck, der in Deutschland die Extreme aus dem Volksganzen herauspreßt und zur Herrschaft bringt, wetteifert der politische Druck, der sich in keiner anderen Frage so konzentriert hat, als in der Abrüstungsweigerung der naturgemäß unsicheren Hüter von Versailles. Der aus dieser Versagung der Gleichberech- tigung resultierende politische Druck, der sich in Deutschland ganz natürlich in dem Anwachsen der Rechtsextreme zeigt, ist zur Zeit, zumal sich der Wirtschaftsdruck zum guten Teil auch in diesen Schichten bemerkbar macht, die größte Gefahr für eine ruhige, ver- nunftgemäße Abwicklung der Weltkrisis. Die Konsuln von Genf mögen sehen, daß das bißchen Völkerstaat, das schon oder noch existiert, nicht schwersten Schaden nimmt!

Uns, die wir uns für eine friedliche Lösung im Innern und nach außen stets eingesetzt haben, ist die Arbeit durch die Entwicklung, wie sie durch das fortgesetzte Unrecht von Versailles eingetreten ist und in der jetzigen Machtverteilung innerhalb Deutschlands ihren Ausdruck gefunden hat, aufs Aeußerste erschwert worden. Im In- land werden wir verächtlich gemacht, weil wir noch von gutem Willen träumen, im Ausland werden wir verächtlich angesehen, weil wir die Stimmung der Ungeduldigen verständlich zu machen suchen. Wenn doch wenigstens alle deutschen Mitarbeiter unserer Sache erkennten, daß es in solcher Zeit nottut, die Leiden dieser Stellungnahme bewußt und mutig auf sich zu nehmen!"

Vorstehendes ist das erste Stück der Rundschau, die Sieg- mund-Schultze ins dritte Vierteljahrsheft 1932 seiner „Eiche" schrieb (Gotha, Klotz).

Wache Gewissen! Unter diesem Schlagwort hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß einen Aufruf erlassen, der Sp. 808 abgedruckt ist. Es ist ein erneuter Ausdruck der Sorge, die 1927 den Deutschen Evangelischen Kirchentag zu seiner Kundgebung „Ueber die Heiligkeit der Ehe" veranlaßt hat. Gleich- zeitig hat der Reichskommissar für Preußen, Dr. Bracht, eine Polizeiverordnung gegen die öffentliche Unsittlichkeit erlassen. Ur- sache genug ist zu alledem vorhanden. Manche Buchhandlungen, namentlich der Straßenbuchhandel unserer Großstädte bieten so viel Schmutz und Gift aus, daß man, namentlich im Gedanken an unsere Jugend, das nur mit Trauer und Zorn sehen kann.

Die Redaktion der CW hat ein Recht darauf, von mir eine Aeußerung zu diesen Kundgebungen zu erwarten. Bin ich doch seit Nr. 3 d. J. den Lesern eine Fortsetzung meines Artikels „Zur sexual- ethischen Aussprache" schuldig. Dem will ich mich auch nicht ent- ziehen. Aber die Beschäftigung mit dem Gegenstande hat mich ganz vornehmlich zu der Einsicht geführt, daß leider mit kurzen Aufrufen und Verordnungen in dieser Sache wenig gedient ist. Wie denn auch der DEKA „Richtlinien" als Ergebnis längerer Verhand- lungen innerhalb seiner Kompetenz demnächst zu veröffentlichen verheißt. Die möchte ich gerne abwarten.

Was den „Aufruf" betrifft, so kann man ihn vom christlich-kirch- lichen Standpunkte aus nur willkommen heißen. Viel schwerer hat es eine Polizeiverordnung. In diesen heißen Tagen, wo alle Flüsse und Seen, ja auch Wiesen und Wälder voll sind von halbnackten und nackten Menschen, muß es für die Polizei schwer sein, alsbald den Brauch üblich gewordener Freiheit zu brechen und bessere Sitte zwangsweise einzuführen. Ach daß die Wendung zum Besseren, so- viel sie nottut, von innen käme! Es gibt heute weithin ein Ver- langen nach „neuen Bindungen", das gar nicht aussichtslos ist.

Denn gerade unser Gebiet bedeutet eine Welt, die sich immer wandelt. Und nicht der verzweifelnde Moralist, sondern der die gesunden Kräfte spürende und stärkende Ethiker wird dabei der rechte Helfer sein. Schließen wir für heute mit einem Worte — Wedekinds:

„Der Nacktheit denk ich strengstens einzuschärfen,
Du sollst deine Nacktheit nicht vor die Säue werfen." R

Ist die Philosophie des Als ob religionsfeindlich? Der hochbetagte Hallische Philosoph Hans Vaihinger, Doktor von vier Fakultäten, nicht aber der theologischen, will den Vorwurf oder Verdacht, daß seine Fiktionenlehre religionsfeindlich sei, nicht auf sich sitzen lassen. In einer Festschrift für den Schweden Efraim Liljequist stellt und beantwortet er die obige Frage. Er tut das in zwei Kapiteln, deren erstes der Theologie den Spiegel vorhält: immer wieder hat sie den neu auftretenden Philosophen zuerst Fehde angesagt, sie für unverträglich erklärt mit Christentum und Religion, um darnach den Weg zu einem Bündnis mit ihrem System zu finden. Vaihinger beginnt mit Spinoza, ich würde mit Descartes angefangen haben. So hofft er ein Gleiches für sein System. Und in der Tat, wie oft haben wir uns schon mit seinem Vorgänger Friedrich Albert Lange befreundet! Im zweiten Kapitel zeigt Vaihinger als die vier möglichen Lebensformen oder Typen des religiösen Verhaltens den Naturalismus, Supernaturalismus, Symbolismus und idealistischen Positivismus auf. Unter dem letzten Titel begreift er seine eigne Lehre vom Mythus oder vom bewußten Schein. Schopenhauer und Nietzsche kommen dabei zu ihrem Recht. Gar nichts will Vaihinger von Harnack wissen. Aber sein Fiktionalismus füllt neben den drei anderen Typen eine sich von selbst ergebende Lücke aus. Der Aufsatz entspringt dem persönlichen Bedürfnis des Philosophen, trotz aller Ketzerei sich mit der religiös-christlichen Sphäre in einem positiven Verhältnis zu wissen. — Die Christliche Welt hat die „Philosophie des Als ob" alsbald nach ihrem Erscheinen in 1912 Nr. 21 mit einer Selbstverleugnung eines gläubig-naiven Realismus begrüßt, die kaum übertroffen worden ist. Vaihingers vorliegender Artikel kann in etlichen Sonderabzügen von der Sortimentsbuchhandlung Niemeyer-Lippert in Halle bezogen werden. R

Falkenstein im Vogtland. Ich vermute, daß auch die Notiz in der CW (Sp. 478) zurückzuführen ist auf einen Aufsatz des amerikanischen Journalisten Knickerbocker, der auf seiner Deutschland-Rundreise auch nach Falkenstein gekommen war. Bei meinem Besuch in Falkenstein habe ich feststellen können, daß der Aufsatz Knickerbockers, der damals eben im „Berliner Tageblatt" erschienen war, dort vielfach besprochen wurde, aber ohne daß man ihm ganz zugestimmt hätte.

Knickerbocker stand nämlich bei seinem Besuch stark unter dem Eindruck eines Kindergottesdienstes, der gerade in der Falkensteiner Kirche stattfand. Er war erstaunt über die große Beteiligung und hat sofort die Kinder nach Beendigung des Gottesdienstes vor der Kirche photographiert (mit Zustimmung des Pfarrers, der mir das alles erzählt hat). Und nun hat Knickerbocker ein Bild von Falkenstein entworfen, das der Wirklichkeit nicht entspricht: Nach seiner Schilderung möchte man annehmen, daß die Falkensteiner alle aus Saulussen zu Paulussen geworden sind, aus wüsten Holz-Banditen zu frommen Menschen, die tief bereuen, daß sie einmal in vergangenen Tagen Fabrikantenvillen niedergebrannt haben.

Das aber stimmt nicht ganz. Viele Zeitungen haben damals diesen Artikel aufgegriffen, Zeitungen, deren Verleger jetzt die Notwendigkeit verspüren, „in Religion zu machen", sei es mehr aus geschäftlichen Gründen, sei es aus innerer Neigung. Falkenstein wurde zu einem Herrnhut; bloß die Falkensteiner merkten nichts davon.

Aber das ist schließlich verzeihlich, denn Knickerbocker wie so und so viele deutsche Redakteure kannten das Vogtland nicht aus eigener Anschauung. Man kann aber volle Klarheit nur gewinnen, wenn man Folgendes weiß. Dort oben hat die Arbeitslosigkeit nicht etwa erst 1929 mit aller Wucht eingesetzt, sondern schon bei Kriegsbeginn; damals kam die dortige Spitzenindustrie zum Erliegen und sie hat sich nicht mehr erholen können. Zweitens aber, und das scheint mir das Wichtigste zu sein: im Vogtland ist das Sektenwesen schon seit Jahrzehnten sehr verbreitet, und es gibt viele Leute, die den evangelischen Pfarrer ablehnen, aber gern zu ihrem Prediger gehen. Oft spielt da das Gefühl mit, daß der Pfarrer ein „Studierter" ist, während der Prediger mehr als ein Mann aus dem Volke empfunden wird. Im allgemeinen legt man auch an den landeskirchlichen Pfarrer ein ungleich schärferes sittliches Maß an als an den Sektenprediger.

Der Besuch der Sektengottesdienste war immer recht gut. Die Sektierer nun sind davon sehr überzeugt, daß sie bessere Menschen sind als die „Andersgläubigen". Insofern sind sie intolerant, radikal, und man erkennt leicht, daß der religiöse Radikalismus die gleichen tiefer liegenden Ursachen hat wie der politische Radikalismus. Sind doch, dem entsprechend, auch viele Sektierer Sozialisten oder gar Kommunisten. Sekte, Sozialismus und Kommunismus: sie alle drei sind erfüllt von Gegnerschaft gegen den Pfarrer, der als Vertreter der herrschenden Klasse angesehen wird. Ebenso aber gibt es doch immerhin eine ganze Menge von Sozialisten und auch Kommunisten, die nicht aus der Kirche ausgetreten sind, aber doch bei Wahlen diesen antikirchlichen Parteien ihre Stimme geben.

Man muß also von dem, was jetzt allgemein über Falkenstein verbreitet wurde, einige Abzüge machen. Dann wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß dem Zug der Zeit entsprechend in erster Linie der politische Linksradikalismus nachgelassen hat, dafür die Nationalsozialisten angewachsen sind, die durchaus kirchenfreundlich eingestellt sind. Also das lebendige religiöse Leben der Falkensteiner ist, wo es wirklich über den früheren Grad der Betätigung hinausgeht, mehr eine sekundäre Erscheinung, ist dem Nationalsozialismus oder der Geistesströmung, die ihn hat so anwachsen lassen, zu verdanken. Der Nationalsozialismus aber wiederum ist in diesem Wahlkreis besonders deshalb so angewachsen (mehr, als in den beiden anderen sächsischen Wahlkreisen), weil er von mehreren Zeitungen des Wahlkreises mit großer Liebe gepflegt worden ist. Warum, das kann und braucht wohl auch nicht hier näher auseinandergesetzt werden. Nur möchte ich bemerken, daß ich nicht Nationalsozialist bin, daß also diese Mitteilungen nicht irgendwie einen parteiegoistischen Hintergrund haben.

Chemnitz Johannes Scheibe

Göhres letztes Buch. Im Einvernehmen mit der Witwe Paul Göhres hat der Evangelisch-Soziale Kongreß, dessen erster Generalsekretär Paul Göhre war, die Restauflage des seinerzeit auch in der „Christlichen Welt" besonders gewürdigten Göhreschen Buches „Vom unbekannten Gott" (Leipzig 1920, 149 S.) übernommen. Die Geschäftsstelle des Kongresses, Leipzig N 22, Ulanenstraße 4, versendet portofrei gebundene Exemplare gegen Voreinsendung von 50 Pfennig, ungebundene Exemplare gegen Voreinsendung von 25 Pfennig (in Briefmarken oder durch Ueberweisung auf das Postscheckkonto Leipzig 135 29, Evangelisch-Sozialer Kongreß). Bei gleichzeitigem Bezug mehrerer Exemplare werden Vorzugspreise gewährt.

Der politische Mord. In Oberschlesien sind nationale, politische, wirtschaftliche Gegensätze besonders scharf; die Neigung zu Gewalttaten mag dort größer und entschuldbarer sein als im übrigen Deutschland. Und daß gerade auch in christlichen Kreisen ernste Bedenken gegen die Todesstrafe bestehen, hat erst in voriger Nummer der Aufsatz einer rechtskundigen Frau gezeigt. So hat der Wunsch, daß an den fünf wegen des Mordes in Potempa verurteilten Nationalsozialisten die Todesstrafe nicht vollstreckt werde, gute Gründe. Aber wenn Unzählige auf beiden Seiten unseres Volkes irregeführt werden durch einseitige Berichterstattung, die immer nur die Missetaten der Anderen wiedergibt, so lädt Hitler eine furchtbare Verantwortung auf sich, indem er sich öffentlich leidenschaftlich für die Mörder einsetzt, ohne ein Wort gegen die Scheußlichkeit solcher Verbrechen zu sagen (man lese, wie Pietrzuch umgebracht wurde und zugerichtet war!). Werden auch weiterhin namhafte evangelisch-kirchliche Kreise ihm die politische Macht zu verschaffen suchen? Vor Jahren ist im Kampfe der theologischen Richtungen das harte Wort von den zwei Religionen gesprochen worden, die in Wahrheit unter deutschen evangelischen Christen bestünden. Damals traf es nicht zu, aber heute. Zwar die Apostel der Gewalt auf der äußersten Linken pflegen alle Religion abzulehnen. Aber denjenigen rechts, die Christen zu sein meinen, indessen blind die Gewalt verherrlichen, denen der Zweck immer bedenklichere Mittel rechtfertigt, denen muß gesagt werden: vom Christentum entfernt sich eure Denkart mehr und mehr.

27. 8 1932 M

Versammlungskalender

10.—15. September Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Stockholm
11.—12. September Lutherisches Hilfswerk (Gotteskasten) Breslau
18.—20. September Gustav Adolf-Verein Leipzig
22.—26. September Freunde der evangelisch-christlichen Einheit deutscher und französischer Christen Königsfeld (Baden)
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden
25. September—8. Oktober und 17.—25. Oktober Laienschulungslehrgänge der Apologetischen Zentrale Spandau
28. September Freunde der Christlichen Welt Basel
3.—10. Oktober Berneuchener Freizeit in Niederrödern (Sachsen)
6—8. Oktober Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband Stuttgart
6—12. Oktober Freizeit (der Gesellschaft für evangelische Pädagogik) für Privatschullehrkräfte, Junglehrer usw. Eckartshof bei Halberstadt
7.—9. Oktober Evangelischer Bund Cassel
10. und 11. Oktober Freunde der Christlichen Welt Görlitz
10.—15. Oktober Sozialehrgang für Theologen Johannesstift Spandau

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754 Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben erschien

WILLY ANDREAS

Deutschland vor der Reformation

EINE ZEITENWENDE

660 Seiten Groß-Oktav. In Leinen M 14.–

Das erste Urteil

Wegweiser zu sein, auf dies schöne Amt hat sich die Geschichtsschreibung heute wieder besonnen. Dem Anteil an der Gegenwart ist auch das Buch von W. Andreas entsprungen. Es gibt einen Querschnitt durch das gesamte deutsche Leben um 1500. Eine ungeheure Bühne glänzender Gestalten tut sich auf: Maximilian und Götz von Berlichingen, Jakob Fugger und Florian Geyer, Erasmus und Peter Vischer. Tausend Einzelzüge verschmelzen zum dramatischen Bild einer Zeit, da wie heute der Geist der Nation neue Pfade suchte. Aus dem Erlebnis gestaltet, spricht das Buch bei aller Sachlichkeit ergreifend zu jedem empfänglichen Sinn. Denn es geht über das Nur-Geschichtliche hinaus, es enthüllt die ewige Spannung des deutschen Wesens, die den Reichtum und die Zerrissenheit gerade jener Zeit ausmachte. **Mario Krammer in der Deutschen Allgemeinen Zeitung**

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. **Ausbildung** für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der **allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit,** Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne **staatl. Prüfung.** Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. **Vorbedingung: Höhere Schulbildg.** (Obersekunda-Reife). **Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.**

Eintrittsalter 19–30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. **Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein**

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Wangerooge (Nordsee)

Das evang. Privatkinderheim Fredeborg verbindet die Vorzüge eines gut geleiteten, ärztl. beaufsichtigten Heimes mit denen eines feinen Privathauses. Alter der Kinder 1½–13, Mädchen bis 18 Jahre. Ganzjährig geöffnet. Auskunft und Prospekt durch Schwester **Käte Kraut.**

Schönwald, Bad. Schwarzwald

1000 m ü. d. M. Schnellzugstation Triberg

Kurhaus Viktoria (Christl. Hospiz)

Schöne sonnige Lage. Behagliche Räume. Fließ. Wasser. Zentralheizung - Bäder. Geschützte Terrasse. Liegekuren. Sportplatz. Alkoholfreier Jahresbetrieb. Pensionspreis von Mk. 4.20 bis Mk. 5.— bei 4 Mahlzeiten. Prospekte.

Werbt für die Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegeb. Adressen

Das Geist-Christentum

Monatsschrift zur Vollendung der Reformation durch Wiederherstellung der reinen Heilandslehre

Herausgegeben von

Dr. phil. nat. Artur Dinter

5. Jahrg. | Juli 1932 | Heft 55

Inhalt:

Der Christus in uns statt für uns, von Jakob Böhme
Ziele und Aufgaben der geistchristlichen Reformationsbewegung, Vortrag gehalten vor der Studentenschaft in Bonn von Dr. Artur Dinter
Du aber wache! von Pfarrer Julius Reissinger
Bruchstücke aus der Kirchengeschichte, von Askan Schmitt
Der Urnebel des „Hauses" Ludendorff, von Pfarrer Anton Mascheck-Gruber
Der Nürnberger Gotteslästerungsprozeß gegen Dr. Dinter (Schluß der aktenmäßigen Darstellung)
Die schwarze Gefahr – Die Gegenreformation in Berlin – Fragen und Antworten – Mitteilungen des Vorstandes der Geistchristlichen Religionsgemeinschaft, Kampfbund zur Vollendung der Reformation e.V. – Lutherspende

48 Druckseiten, steif geheftet

Gegen Einsendung von 1 RM portofrei zu beziehen durch:

Geistchristliche Verlags-Anstalt/Patschkau (Oberschl.)

Postscheckkonto: Geistchristliche Religionsgemeinschaft, Kampfbund zur Vollendung der Reformation E.V., Erfurt 209 50.

Entfesselung der Unterwelt

im Urteil von Theologen:

„. . . Ich sehe mich gezwungen, Ihnen **ohne jede Einschränkung** meinen Glückwunsch zu der Tatsache auszusprechen, daß Sie das Erscheinen des Werkes ermöglicht haben. Es ist **das Beste, was ich bisher über den Bolschewismus gelesen habe. Unübertrefflich an Präzision der Formulierung, an Sachkenntnis und an Einfühlungsgabe.**" *Prof. D. Dr. Helmuth Schreiner-Rostock.*

„. . . Ein Werk **von außergewöhnlichem Wert,** eine eindringliche psychologische Studie, die **rein sachlich** in jene dunkle Instinktwelt hinabtaucht, die wir allenthalben unter der Oberfläche bolschewistischer Gesinnung spüren. Das Buch gibt ein erschreckendes Bild der Zersetzung, die wir allzulange unbeachtet gelassen haben. Es wird auf Grund von unstreitbaren, großenteils öffentlich bekannten Tatsachen eine Krankheitsanalyse gegeben, die **mehr als irgendein Buch der Vergangenheit das bolschewistische Wesen und die bolschewistische Taktik enthüllt . . .** Der Kern des ganzen ist richtig, **so einleuchtend richtig, so der Ausdruck alles dessen, was wir aus den besten Quellen über den Bolschewismus wissen, daß man ihm unbedingt zustimmen muß.** Das heißt allerdings ein grauenhaftes Bekenntnis unterschreiben." *P. Muckermann im „Gral".*

im Urteil der evangelischen Presse:

„Das Buch, erschütternd in seiner **Klarheit und Nüchternheit,** ist eine große Anklage für alle Lauen und Schwachen, die in ihrem persönlichen Leben dem süßen Gift von der Befreiung der Triebe nicht widerstehen können, und ein lauter Aufruf zur Abwehr und zur Erneuerung von innen heraus. Es sollte in jedem Jugendverein, in jeder Frauenhilfe, in allen Arbeitervereinen, allen Gemeindekörperschaften gelesen und besprochen werden; denn jedem einzelnen hat es viel zu sagen."

„Ev. Kirchenblatt d. Grenzmark Posen-Westpreußen."

„Wir stehen nicht an, zu erklären, daß dieses Werk **das Standardwerk** über den bolschewistischen Angriff gegen den deutschen Geist und die deutsche Nation ist. Schon das **Tatsachenmaterial ist von einer überwältigenden Fülle.**"

„Reformiertes Kirchenblatt."

„Dieses Werk ist imstande, Grauen zu erregen, wenn es die unheimlichen Mächte in ihrer zersetzenden, vergiftenden Wirksamkeit aufdeckt. Es lehrt nicht nur die Organisation der Bolschewisierung bei uns klar erkennen, es trägt damit auch zur rechten Erkenntnis der Erscheinung des Bolschewismus selbst bei: sein Grundzug ist Revolution in Permanenz, also lediglich Zerstörung, Zersetzung, Vernichtung, . . . Der Eckart-Verlag hat das Verdienst, durch seine Veröffentlichungen für **die richtige Erkenntnis der Lage** Sorge getragen zu haben, wofür ihm Dank gebührt." *Pastor Dr. Cramer in „Schule und Evangelium".*

Entfesselung der Unterwelt

Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands

Von Dr. Adolf Ehrt und Dr. Julius Schweickert. 320 Seiten Text mit vielen Illustrationen und 16 Bildtafeln. Gr.-8° in vornehmer Ausstattung kart. RM 8.50, Leinen RM 9.50

Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz

THEODOR SIEGFRIED

Das Wort und die Existenz

Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie

Demnächst erscheint:

Band II

Die Theologie der Existenz bei Friedrich Gogarten und Rudolf Bultmann

Preis zehn Mark

Subskriptionspreis bis zum Tage des Erscheinens M. 7.50

Ferner in Vorbereitung:

Band III

Autorität und Freiheit

Preis sieben Mark

Subskriptionspreis bis zum Tage des Erscheinens M. 5.25

Früher erschien:

Band I

Die Theologie des Worts bei Karl Barth

Preis neun Mark

Die erste wirklich grundlegende Kritik der Theologie Karl Barths . . . geht in scharfsinniger Denkbarkeit den Gedankenführungen Barths im kleinen und kleinsten nach . . . in vielen Punkten führt die kritische Analyse des Verfassers dazu, seine eigenen Gedanken zu den Problemen andeutend zu entwickeln und so die dogmatische Arbeit der Gegenwart weiterzuführen. „Evangelisch-Sozial"

. . . Es wäre zu wünschen, daß manches von diesen Gedanken doch auch von der Theologie der Krisis überdacht würde. „Theol. Literaturzeitung"

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Ein einzigartiges Ereignis im Umkreis der wissenschaftlich-theologischen Zeitschriften Deutschlands

nennt das Schlußwort des Septemberheftes der „Pastoralblätter" die Tatsache, daß mit Oktober 1932 der 75. Jahrgang der Zeitschrift beginnen darf, die nicht nur in Bezug auf die Größe ihres Leserkreises, sondern auch in Bezug auf die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes unter den Zeitschriften des Pfarramtes einzigartig dasteht. — Eine Illustration dazu bietet nicht nur die Vorankündigung über den Inhalt des kommenden Jahrganges, sondern gerade auch noch das Schlußheft des jetzt zu Ende gehenden: grundsätzliche Besinnung über brennende Fragen der Kirche („Der Pfarrer und die Politik") und Gesamtschau der pfarramtlichen Arbeit („Die Stadtkirche von der Dorfkirche aus gesehen") begegnen sich mit der Behandlung unmittelbar praktischer Fragen („Seelsorgerliche Diagnose", Verfehlende Seelsorge") und mit dem reichen homiletischen Inhalt (diesmal 19. bis 23. Sonntag nach Trinitatis sowie Reformationsfestpredigten). — Probehalbjahr M 4.50, Verlag C. L. Ungelenk-Dresden-A. 27.